

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Die Erben.

Von Hermann Heiberg.



er reiche Bauer Klas Haber-

mann, ein Greis von 80 Jahren, war in dem nordischen Dorfe Langenbuchholz frühmorgens, grade als der erste Hahn sein Lied gesungen, gestorben. Sehr plötzlich und unerwartet war sein Tod erfolgt. Noch nachmittags vorher hatte er neben seiner Wirtschafterin Trina Held vor der Thür unter dem Ulmenbaum gefessen, vergnügt geschmunzelt, mit Vorübergehenden Worte ausgetauscht und wie immer seine Pfeife geraucht. Wie es zugegangen war, hatte der Allerwel's namn Emil Brodersen, der Barbier, am folgenden Tage vor dem Vesperbrot im Wirtshaus zur Post den gespannt aufhorchenden Gästen erzählt.

Zu ihm war Trina gleich hingelaufen, nachdem dem Alten in der Nacht so schlecht geworden und er angstvoll nach ihr gerufen.

Als Emil Brodersen an das Bett des Kranken getreten war, hatte er nur schwer und lallend gesprochen. Ein Schlag hatte ihn getroffen, eine Lähmung der Glieder war eingetreten, und schon nach halbständigem Verlauf hatte sich, während ihm Emil jede Erleichterung zu schaffen versucht, eine schwere Atemnot eingestellt. Unter der vergeblichen Bemühung, Widerstand zu gewinnen, hatte er seine Seele ausgehaucht.

Emil Brodersen war's auch, der die beiden Söhne, zwei weiter hinab im Dorf wohnende Bauern, von denen jeder eine Landstelle ihres Vaters als Pächter bewirtschaftete, von dem Unglücksfall unterrichtete.

Der eine der beiden Zwillingenbrüder — sie waren Zwillingsgeschwister — hatte sich eben aus dem Bett erhoben und stand, die Hände in den Hosentaschen, vor seinem von der Landstraße durch einen stattlichen Vorplatz getrennten Besitz und guckte in die Luft. Er studierte das Wetter, da er beim Korn-

einfairen war. Als ihm Brodersen die Trauernachricht verkündete, riß er erst erschrocken den Mund auf. Dann stieß

er, ohne weitere Mitteilungen abzuwarten, die Hausthürpforte auf und rief laut nach seiner Frau.

„Komm gau her! Emil Brodersen ist da! Vater ist heute morgen gestorben,“ polterte er heraus.

Und als dann die Bäuerin, eine große, knochige Frau mit harten, gemüthlosen Zügen, herangekommen war, ging's ans Fragen, an so viel Fragen, daß Emil kaum auf alles Antwort erteilen konnte. Und bei allem, was sie sprachen, ließen sie durchschimmern, daß sie lediglich an die Erbschaft dachten, daß sie in größter Angst und Sorge waren, es könne jetzt irgend etwas zu ihrem Schaden aus dem Hause geschafft werden. Von einer Trauer war gar nicht die Rede.

Sie hätten auch lange warten müssen, äuferte unter anderem die Frau, während sie mit dem Schürzenzipfel über den Mund mit den dünnen, geizigen Lippen fuhr. Alle die Kinder und die verhältnismäßig kleine Stelle! Von ihm, ihrem Schwiegervater, dem Geizhals, sei ja bei Lebzeiten nie etwas zu kriegen gewesen.

Und Emil Brodersen, der sich gewöhnt hatte, lieber in solchen Fällen ein pfliffiges Schweigen zu beobachten, denn zu reden, bewegte nur mit einem inhaltlosen Ausdruck den Kopf.

Wohl aber schickte er sich an, teils infolge des Dranges, der erste Verkünder der bedeutsamen Neuigkeit zu sein, teils als hilfsbereiter Allerweltsmann, auch dem anderen Bruder, der in einem alten, aber soliden Hause am Ende des Dorfes wohnte, Nachricht zu geben.

Es waren Mann und Frau beim Kaffee, als er rasch die Tenne des langgestreckten Bauernhauses durchmaß, sich atemischwer durch den mit Herdrauch angefüllten Raum drängte und um so hastiger und ohne anzuklopfen, die rotangestrichene Stubenthür aufstieß.

„Na, du? Wo kommst du denn so früh her, Emil?“ begann der Mann freundlich gemüthlich. Sie duzten sich schon von der Dorfschule her.

Auch die sauber aussehende Frau mit gefestigtem aber freundlichem Ausdruck in den Zügen erhob sich bei des Barbiers Eintritt und nickte ihm vertraulich zu.

Und gleich, auch ehe Emil noch mit etwas beginnen konnte, bat sie, daß er mit ihnen eine Tasse Kaffee trinken möge.

„Nein — nein — danke! Ich muß gleich wieder weg,“ erklärte Emil.

„Aber weshalb ich komme —“ fuhr er ernst und seine Worte bedeutsam betonend fort, „Vater ist vor einer Stunde plötzlich — gestorben. — Er hat einen Schlag gekriegt.“

Beiden fiel fast die Kaffeetasse aus der Hand, auch erhob sich der Sohn, und Thränen traten ihm in die Augen.

„Dob — dob —?“ stieß er plattdeutsch, in tiefer Bewegung heraus. „Ach, min lewe Vadder. — Wo kann't angahn, — vertell mi, Emil — vertell mi gau —“

In gleicher Weise drückte sich die Frau aus. Ihr Schmerz war echt, so ergreifend, daß Emil selbst ein wenig weich wurde.

Sie wollten auch beide gleich mitgehen, sie bedenkten hastig ihr Frühstück. Und was erforderlich war, das holten sie rasch herbei, und bald schritten sie zu dreien die Dorfstraße herab.

Es war ein herrlicher Sommertag. Nach einem kräftigen Nachtregen war jetzt die hohe, blaue Luft gleichsam von allem Unreinen befreit worden. Etwas Frisches, aber auch Vergnügliches durchströmte die gesamte Natur. Die Vögel zwitscherten mit befreiten Lauten auf Bäumen und in Büschen, und alles, was das Auge schaute, war in Sonnengold gebadet.

Aber gerade die herrliche Natur stimmte das Gemüth des Bauern nur noch weicher. Er redete gar nicht; er dachte nur daran, daß er nun nicht mehr, wie bisher, mit seinem lieben Alten plaudern, nicht mehr fühlen sollte, daß er an allem, was ihn und seine Frau betraf, Anteil nehmen würde.

„Das giebt ein schönes Erbe für dich, Peter,“ warf Emil hin, als sie eben um die Ecke der Dorfkirche bogen.

Er sprach, um endlich einmal etwas zu sagen, aber auch, um den Mann auszuforschen, um zu prüfen, ob auch er lediglich an den ihm zuteil werdenden Mamon dachte, wie sein habfüchtiger Bruder.

Erst bewegte Peter nur den Kopf. Dann sagte er uninteressiert: „Kann sein, Emil, — aber vielleicht auch nicht. — Er hat mehreren was vermacht; so wird auf uns Brüder nicht so viel kommen. Wir haben ja noch Anverwandte, und ich weiß, er hat auch der Kirchengemeinde was ausgesetzt.“

„So, hat er dir das gesagt?“

Der Bauer bestätigte, kurz das Haupt senkend.

„Dein Bruder Jost rechnet, glaube ich, auf viel,“ warf Emil hin und sah dabei die Frau an.

Peter entgegnete nichts; sie aber, die Bäuerin, sagte stark und anzüglich betonend: „Ja, sicher, und wenn's noch so viel ist, wird's für ihn immer noch zu wenig sein. — Das heißt, — er ist noch nicht mal so schlimm, — aber Stine, seine Frau, die gönnt anderen nicht das Schwarze unter dem Nagel, und uns möchte sie am liebsten in die Hölle wünschen.“

„Ach, ach, Anna!“ fiel der Bauer vorwurfsvoll ein. Emil guckte ihn an. Er besaß den Kopf eines Christus. Solche Milde lag in den regelmäßigen Zügen, so wohlwollend blickten die blauen Augen, und so rein war die Stirn und so edel waren die Linien. Der bäuerliche Anzug paßte kaum zu seiner sonstigen Erscheinung.

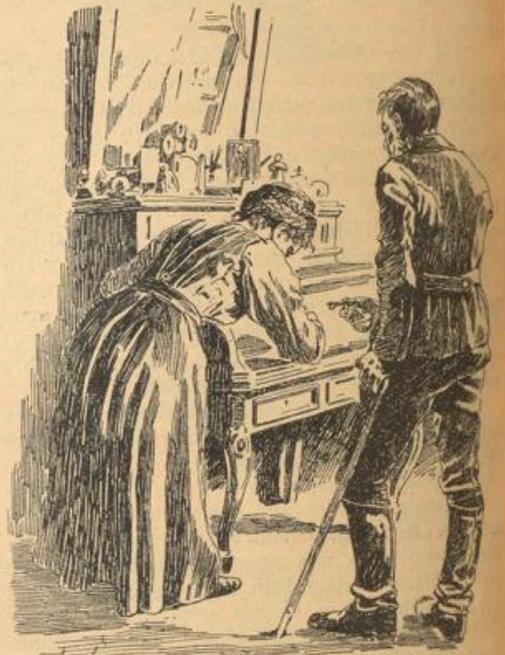
Die Frau aber schloß kurz: „Du nimmst sie immer in Schutz, Peter, aber es ist die Wahrheit. Bei ihnen sitzen Steine, wo andere Herzen haben. Ich lebe gern mit jedermann in Frieden und sage lieber nur jedem das Beste nach. Aber die — die — Und paß auf — es giebt noch Streit und Feindschaft jetzt. Mir ahnt so was.“

„So wollen wir ihnen lieber alles lassen. — Wir haben ja genug. Wir haben keine Kinder. — Du

erbst auch noch mal — Anna. — Geld — Geld — was ist Geld —?“ betonte der Mann selbstlos.

„Geld hat wenigstens den Wert, daß man damit anderen helfen kann,“ fiel Frau Anna ein. Bei denen wird's in die Strümpfe gesteckt oder im Garten vergraben, bloß damit nur nicht einer daran kommen könnte. Niemand hat gut davon. Nicht einmal sie selbst haben es. Die Kinder sind rein verhungert. Sie kriegen nicht satt zu essen, bloß aus Geiz. Nein, nein komm mir nicht mit so etwas, Peter. Davon will ich nichts wissen. Was sagen Sie, Emil?“

„Ich sage, ich möchte gern mal ein bißchen mein Eigentum nennen! Ich bin und bleibe ein armer Schlucker. — Ich kann's nicht halten, und — und viele bezahlen mir auch nicht einmal, was sie mir schuldig werden. Wenn ich nicht Sonntags zum Tanz mit aufspielte, könnte ich mich kaum mit meiner alten Mutter nähren.“



Sie wollten jetzt schon gleich nach dem Testament suchen.

Er sprach, wie er im Augenblick dachte, vielleicht auch mit einiger Berechnung. Menschen bleiben Menschen; jeder sucht vom Nächsten etwas zu erreichen, wenn der andere etwas mehr hat.

Das Ehepaar entgegnete nichts; sie waren nun auch schon bei dem Sterbehaus angelangt.

Als sie in das niedrige Wohnzimmer mit den netten, sorgfältig gehaltenen, blanken Möbeln eintraten — Emil hatte sich draußen von ihnen vorläufig verabschiedet — fanden sie den Bruder und die Frau, wie sie im Begriff standen, ein Schrempult zu öffnen. Sie wollten jetzt schon gleich nach dem Testament suchen.

Als sie ihre Verwandten sahen, standen sie, ihren Verdruss allerdings nur schlecht verbergend, davon ab, und sie äußerten auch nichts, als Peters Frau sagte: „Alles gemeinsam, im Einverständnis, unter aller Augen, sonst kommen die Gerichte dazwischen.“

Sie wußte nicht einmal, ob das, was sie redete, seine Richtigkeit hatte. Sie wußte nur, daß sie bloß so die habgierige Gesellschaft einschüchtern, sie verhindern konnte, etwas beiseite zu bringen. Auch dazu hielt sie sie für fähig.

Peter war schon, nachdem er seinen Verwandten stumm die Rechte hingestreckt, in das Sterbezimmer getreten.

Als ihm seine Frau folgte, stand er tief erschüttert neben dem Bett, und nun eben kniete er nieder und schluchzte bitterlich.

Er hatte seinen alten Vater von Herzen lieb gehabt.

„He is so weel — so weel —“ betonte Anna, während sie den Händedruck der anwesenden alten, ehelichen Pflegerin Trina erwiderte.

Bevor sich die Verwandten trennten, mußte die Haushälterin Emil Broderjen nochmals herbeiholen. Er sollte — so wünschten es Jost und seine Frau — alles besorgen, was zum Leichenbegängnis gehörte.

Auch hier waltete der Gedanke, die andern könnten zu viel aufwenden. Emil wollten sie hintenherum anweisen, sich nur ja in keinen Übertreibungen zu ergehen.

Endlich verließen sie gemeinsam das Haus und begaben sich zum Pastor. Er hieß Heilig, wohnte in einem schönen, von Laub umspinnenen Hause neben der alten Steinkirche und war ein guter Mann und trefflicher Seelsorger.

Schon beim Pastor hatten Habermanns gehört, daß der Verstorbene sein Testament mit seinem letzten Willen auf dem Amtsgericht in der nahegelegenen Stadt K. niedergelegt habe.

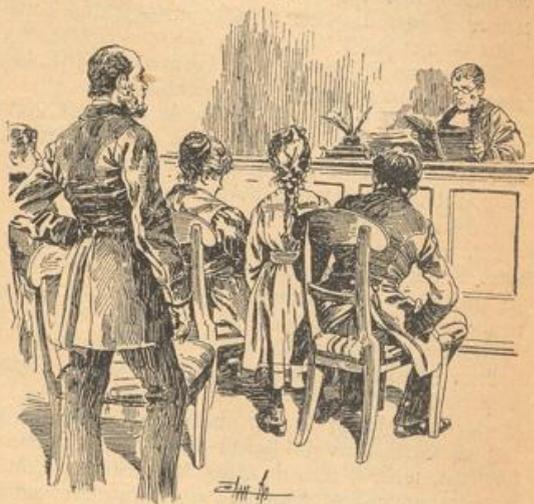
Dahin begaben sich denn auch alle nach Beisehung des Alten, und nachdem sie schon nach Verlauf einer Woche von dem Richter zum Erscheinen aufgefordert worden waren. Jost Habermann und seiner Frau war die Zeit schrecklich lang geworden. Sie schloffen kaum vor Ungeduld und habgieriger Spannung. Zweimal redete die Frau die frühere Pflegerin darauf an, ob sie nicht etwas wisse, ob der Verstorbene nicht bei Lebzeiten etwas geäußert habe. Aber statt befriedigt zu werden, gab Trina die Antwort, daß er ihr, Trina, wiederholt gesagt, daß er sie nicht vergessen werde. Sonst habe er nie etwas über seine Absichten fallen lassen. Es sei denn —

„Nun, nun?“ hatte die Bäuerin gedrängt, und ihr Mund hatte sich geöffnet und ihre unnatürlich großen Zähne waren noch stärker zum Vorschein gelangt.

„Ja, insofern —“ war Trina fortgefahren, und hatte eine Befriedigung darin gefunden, dieser ihr stets widerwärtigen Frau eine Enttäuschung, gar eine rechte Dual zu bereiten, — „als Herr Habermann

mehrmals hinwarf, daß er seine Söhne ja schon bei Lebzeiten so hingesezt hätte, daß sie nicht noch mehr brauchten. Es wären so viele, die es viel — viel nötiger hätten, und die wollte er auch bedenken.“

„Bei Lebzeiten gut hingesezt!“ betonte die Frau und der Geiser schoß ihr in die Munddecken. — „Na, davon wissen wir nichts, wohl aber, daß wir von früh bis in die Nacht gearbeitet haben, daß wir uns bloß die Lippen naß machen konnten. Und was



Sie hatten sich in dem Saal versammelt, wo sonst die Schwurgerichtsverhandlungen abgehalten wurden.

sagten Sie denn, Trina, wenn er so sprach? Haben Sie nicht richtiggestellt, was der alte blöde Mann mit dem halben Verstand gesprochen hat? Ne, natürlich nicht, Sie dachten bloß an sich, — Sie wollten bloß für sich recht viel beiseite bringen. — Sie haben wohl auch schon bei Lebzeiten die Augen offen gehalten — Geld konnte er ja nicht mehr ordentlich sehen — da —

„Wat —? Dat segg'n Se? So wat glod'n Se un truen Se mi to?“ hatte die alte eheliche Person nach dieser boshaften Verdächtigung voll Empörung hervorgestoßen. „Aber von Ihnen kann man ja alles erwarten,“ war sie, nun auch ihrerseits alle Rücksichten beiseite schiebend, fortgefahren: „Sie brächten es fertig und grüben den Leichnam aus und prügeln noch den Toten, weil er Ihnen fünf Pfennig weniger vermacht hat, als Ihrem Schwager.“

„Hol din Mund, wenn du nich wist, dat ik di mit de Fust de Lehn inslah,“ hatte wiederum die Frau entgegnet und war, nachdem sie verschiedene Schlüssel in den Möbeln abgezogen hatte, davongegangen.

Es waren verhältnismäßig recht viele Personen, die als Erben des alten Habermann vom Amtsrichter entboten waren.

Sie hatten sich in dem Saal versammelt, wo sonst die Schwurgerichtsverhandlungen abgehalten wurden, und lautlose Stille trat ein, als der Beamte nun nach gewohnter Einleitung das Testament vorlas.

Für einen Seelenforscher und für einen Maler wäre es wertvoll gewesen, die Gesichtszüge der Versammelten zu studieren.

Der Charakter jeder einzelnen Person spiegelte sich bei dieser Gelegenheit in den Gesichtszügen deutlich wieder.

Ein großer Respekt aber würde sie nicht ergriffen haben. Nur in Peter Habermann und seiner Frau Mienen haftete ein Ausdruck von Gelassenheit und ernstster Trauer, trotzdem es sich um — Geld — um Geld — handelte!

Seltamerweise hatte der Verstorbene erst die Legate aufgezählt, die er vermacht hatte.

Die dadurch entstehende fernere Ungewißheit über die Höhe des eigenen Erbschafts, aber auch der furchtbare Anglimmer über das nutzlose Verthun des „schönen“ Geldes an „fremdes Volk“ machte das Ehepaar Jost schier plazen.

Ja, wenn die Frau den „alten Kerl“, den Vater ihres Mannes, jetzt zwischen den Fingern gehabt hätte, sie würde den Toten nochmals erwürgt haben. Trina wußte, was sie gesprochen.

Endlich, endlich machte der Richter eine Pause. Nun atmeten die beiden auf. Nun kam's. Und jener sprach:

Der nach diesen Legaten noch verbleibende Rest meines Vermögens in barem Gelde und Staatspapieren, welches alles in Höhe von 880 000 Mark bei der Vereinsbank Hamburg für meine Rechnung niedergelegt ist, soll ohne Beschränkung zum freien Schalten und Walten meinem Sohne Peter und seiner lieben Frau allein, jedoch mit der Maßgabe zufallen, daß, falls sie ohne Leibeserben sterben, das dann noch vorhandene Vermögen in den Besitz meines Sohnes Jost und seiner Kinder, aber nicht in das Eigentum seiner Frau übergeht.

Sollten aber Peter und Anna Nachkommen haben, so sollen diese ausschließliche Erben des Besitzes werden. Sollten endlich alle bis auf Stine Habermann sterben, so soll das Vermögen der Langenbuchenholzer Gemeinde zufallen.

Meinem Sohne Jost vermache ich dagegen die ihm bisher in Pacht gegebene Hufe Hohenlust und ebenfalls die gegenwärtig von Peter bewirtschaftete Hufe Reddermoor.

Es ist mein lebhafter Wunsch, wenn auch nicht eine Bedingung meinerseits, daß sich Peter irgendwo anders ankauft. Reddermoor hat er sechs Monate nach meinem Tode mit Wirtschaftsinventar zu räumen und seinem Bruder zu übergeben, eventuell nach beiderseitiger Einigung früher.

Wenn ich so testierte, so leiteten mich dazu berechnete Gründe und Überlegungen.

Die Anlagen zu Habgucht und Geiz, die leider bei meinen Kindern Jost und seiner Frau sehr ausgebildet sind, will ich nicht noch durch Geldbesitz vermehren. Geld ist ein Teufel, der selbst die besten Menschen zu den allerschlechtesten zu machen imstande ist.

Und wenn ferner Jost und seine Frau bei dieser Erbüberweisung vor ihrem Bruder und seiner Frau

zu kurz zu kommen vermeinen, so haben sie es sich wegen ihrer Haltung gegen mich selbst zuzuschreiben.

— Sie haben mir keine Liebe erwiesen, vielmehr immer durchblicken lassen, daß ich ihnen zu lange lebe.

Liebe weckt Liebe und Wohlthun. Gleichgültigkeit und Härte machen gleichgültig und hart.

Zum Testamentserketor ernenne ich hiermit den Herrn Rechtsanwalt Dr. Spliedt in R. Er soll alles nach bestem Ermessen und baldigst ordnen, seine Sporteln dafür anrechnen, und als besondere Gratifikation noch das aus den vorhandenen Vermitteln erhalten, was ihm mein Sohn Peter bestimmt und womit er sich zufrieden erklärt. So geschehen u. s. w.

Man mußte es gesehen haben, wie Jost und Stine mit den Zähnen geknirscht, wie sie vor Enttäuschung, Wut und Aerger die Farbe gewechselt hatten.

Nicht nur die ungeheure Benachtheiligung, sondern auch noch die Begründung in Gegenwart all der im Saal anwesenden Personen!

Ihr Inneres war von Haß gegen den Erblasser, ihren eigenen Vater, erfüllt, und dasselbe Gefühl setzte sich fortan in ihnen gegen Peter und Anna fest.

Gleich, nachdem sie das Amtsgerichtsgebäude verlassen und den vor diesem liegenden freien Platz überschritten hatten, war in dem gutherzigen Peter der Entschluß reif geworden, seinem Bruder zu erklären, daß er freiwillig so viel von seinem Erbe abtreten wolle, als ihm nach Schätzung von Sachverständigen bei gleicher Teilung mehr zukomme.

Aber Anna hatte es energisch verhindert. Sie hatte ihn an den Arm genommen und gesagt:

„Du sahst vordem Stines feindseligen Blick, und hast es dir eben gefallen lassen müssen, daß sie beide die Hand zurückzogen, als wir ihnen Abieue sagen wollten! Und nun willst du den Schwächling spielen? Nun willst du der Großmütige sein? Nimmermehr!“

Es bleibt genau, wie dein Vater es bestimmt hat, und weise war's von ihm, daß er wünscht, wir sollen ja im Zusammenleben mit diesen neidfüchtigen Menschen nicht zur Ruhe. Und wie würde es erst jetzt werden!

Je früher, desto besser fort von hier, wenn schon es uns sonst schwer sein wird, alle unsere Freunde und Bekannten zu verlassen! — Noch mehr, Peter! Es ist Pflicht gegen uns selbst. Ich — ich — fühle unser Leben nicht sicher, wenn wir hier bleiben. — Das Weib sinnt schon heute auf Nachgar auf — — — Mord — — —“

Wieder wehrte Peter heftig und, nach diesen letzten Worten seiner Frau, mit Entsetzen ab.

Da seine eigene Seele ohne jegliches Arg war, vermochte er so etwas nicht einmal zu denken, viel weniger jemals für möglich zu halten.

Aber in der Sache selbst ließ er sich bestimmen. Er überlegte, daß er das, was er infolge seines gerechten und billigen Sinnes beabsichtigte, immer noch später ausführen könne. Für ihn ging Geld nicht — wie bei anderen — über alles.

Er hatte andere Freuden, die ihm das Dasein wertvoll machten.

Wenn er ein Kind gehabt, würde seinem Glück überhaupt nichts gefehlt haben.

Am Nachmittag eines der folgenden Tage erhielten Peter und seine Frau Besuch von Emil, dem — nebenbei erwähnt — der alte Herr fünfhundert Mark in seinem Testament „für wiederholte gute Dienste bei verschiedenen Unpfllichkeiten“ vermacht hatte. Er war noch ganz aus dem Häuschen über sein Glück, und er wußte viel Neues zu erzählen.

Einmal berichtete er, daß Jost Habermann entschlossen sei, gegen das Testament Einspruch zu erheben. Er wollte prozessieren, er wollte die letztwilligen Verfügungen seines Vaters angreifen. Er wollte nachweisen, daß von seinem Bruder Erbbsleicherei getrieben, auch der alte Mann nicht zurechnungsfähig gewesen sei. Man habe ihm das Richtige vorgeschrieben, aber das, was nun da stehe, mit seinem Namen unterzeichnen lassen.

„Siehst du, Anna,“ betonte Peter, „da haben wir es! Sollen wir uns in jahrelange Streitigkeiten einlassen? Ich will ihm so viel auszahlen, daß wir beide gleich viel haben! Mir bleibt dann immer noch fast eine halbe Million! Was sollen wir mit all dem Gelde?“

„Wir wollen Stiftungen für arme, bedürftige Menschen errichten, wir wollen reichlich Gutes thun, Peter. Nicht einen Pfennig sollst du deinem Bruder geben. Ich wiederhole dir's immer wieder. Und jetzt erst recht nicht! Da will er gar klagen, öffentlichen Skandal erheben, uns in aller Munde bringen. Das niederträchtige Weibsbild sitzt dahinter!“

Diesmal pflichtete Emil der Frau lebhaft bei. Er hielt mit seiner Ansicht nicht nur nicht zurück, sondern äußerte sich sehr scharf. Das hatte seinen Grund. Auch ihm hatten die beiden Erbbsleicherei vorgeworfen. 150 Mark wäre reichlich gewesen, wenn er überhaupt was zu verlangen gehabt. Förmlich geast hätte der alte, unkluge Mann mit dem schönen Gelde, hatte sie geäußert.

Und seiner erzählte er von einer überaus heftigen Scene, die zwischen Etine und Trina stattgefunden.

Trina hatte eine hübsche Summe Geld und das gesamte Mobiliar geerbt, das sich in dem Hause befand, in dem der alte Mann mit ihr während fünfzehn Jahren gelebt und von ihr gepflegt worden war.

Das Haus mit Nebengebäuden, Garten und Ackerfeld sollte nach den Testamentsbestimmungen versteigert und der Erlös für die zwei Kinder des Pastors bis zu ihrer Mündigkeit zinsbar angelegt werden und ihnen später zukommen.

Bereits an dem nach der Rückkehr von der Stadt folgenden Tage war Etine erschienen und hatte der Alten anbefohlen, sogleich die Wohnung zu räumen. Sie habe keinerlei Anrecht, dort auch nur einen Tag länger zu bleiben. Überhaupt sollte sie sich ihrer Wege scheren. — Sie sei eine nichtsnutzige Person, die dem „alten Kerl“ nach dem Munde geschwast hätte, die allein schuld sei, daß das empörende Testament zustande gekommen.

Trina aber hatte den Spieß umgedreht und der

Bäuerin erklärt, daß, wenn sie nicht sofort mache, aus fremder Leute Eigentum hinauszukommen, sie den Pastor Heilig, dem nach dem Testament als Vormund seiner Kinder die Verfügung über das Anwesen zustehende, zu Hilfe rufen und dieser ihr den Standpunkt klar machen werde. Wegen ihrer schimpflichen und ehrenrührigen Behauptungen aber werde sie die Klage gegen sie erheben und schon Sorge dafür tragen, daß das nicht zweifelhafte Urteil später in den Zeitungen veröffentlicht würde.

Dann werde sie zu der Strafe noch die ungeheuren Klagekosten haben, Kosten, die sich auf mehrere hundert Thaler in solchen Fällen zu belaufen pflegten.

Ihren Charakter aber hatte die Bäuerin wieder bei dieser Gelegenheit dadurch in das rechte Licht gestellt, daß sie, nachdem sie diese Drohung denn doch erschreckt, höhnend ausgerufen: „Se hebt ja keene Tügen! It war allens för Lügen erklär'n —“

Dann war sie mit hochaufgerichtetem Haupte davongegangen.

Das gesamte Dorf war aufgerührt durch diese Erbschaftsache.

Was Jost Habermann und Frau sprachen, und worüber sie sich in den giftigsten Worten ereiferten, das wurde weiter erzählt, und das geringe Ansehen, das sie noch im Dorf besaßen, sank immer mehr. Dagegen erschienen teils aus ehrlichem Interesse für ihre allgemein geachteten Persönlichkeiten, teils aus der üblichen Überlegung der Durchschnittsmenge, daß von Begüterten bei irgend einer Gelegenheit wohl einmal etwas zu erreichen sein könnte, die Einwohner des Dorfes zum Gratulieren und Kondolieren, und es wurde ein allgemeines Bedauern ausgesprochen, daß Peter und seine Frau wirklich die Absicht an den Tag legten, die Ortschaft zu verlassen und irgendwo im Lande einen anderen Besitz zu erwerben.

Vier Wochen nach diesen Vorfällen, während äußerlich Ruhe, wenn auch eine unheimliche Ruhe geherrscht, erschien Emil Brodersen bei dem ihm wohlgeneigten Ehepaar und hatte diesmal eine ungemein wichtige Botschaft von Jost und seiner Frau zu überbringen. Sie hatten sich an ihn gewandt, weil sie wußten, daß er auf Peter und seine Frau Einfluß besaß.

Daß sie ihn eben erst gröblich beleidigt hatten, und daß er es möglicherweise verweigern werde, den Auftrag auszuführen, kam ihnen, da sie ihm einen „Lohn“ für guten Erfolg in Aussicht stellten, gar nicht in den Sinn.

Um von Peter ohne das kostspielige Prozessieren das größere Erbteil zu erlangen, um dessen Verlust sie nicht schlief und keinen frohen Augenblick mehr besaß, hatte die Frau den Gedanken ausgeheckt, dem kinderlosen Ehepaar eines von ihren Kindern unter der Bedingung abzutreten, daß Peter ihnen gutwillig die ihnen bei gleicher Verteilung zukommende Barsumme auszahle.

Ihr eigen Fleisch und Blut wollte sie hingeben um den Mammon, nach dem ihre Sinne lechzten!

An und für sich war diese ihre Spekulation auf Erfolg auch gerechtfertigt.

Schon hatten Peter Habermann und Frau häufiger überlegt, ob sie nicht ein kleines, liebes Mädchen oder einen kleinen kecken Jungen an Kindes Statt annehmen sollten, waren aber doch immer nicht zu einer Ausführung ihres sehnlichen Wunsches gelangt, weil sie fürchteten, es könne ihre Wahl verkehrt ausfallen. Von einem Kinde konnte man nicht sagen, wie es sich entwickeln werde.

Nachdem Emil lebhaft vorgetragen hatte, wozu ihn die Habermanns oben aus dem Dorfe beauftragt hatten, nickte Peter gleich äußerst beifällig.

Ein Kind seines Bruders als eigen annehmen, zugleich Friede und Einigkeit in Zukunft, das rief ein rechtes Frohgefühl in ihm hervor, das beseitigte im Nu alle Sorgen, mit denen er, der gute, selbstlose, gerechte Mensch, sich trug.

Aber freilich hielten die Hoffnungen nicht lange stand.

„Ein Kind aus der Familie! Und solche Schacherei mit dem Besten, was ein Mensch sein eigen nennt,“ rief die Frau voll Abscheu aus, „nimmermehr!“

Und als Peter denn doch einen Einwand erheben wollte, fuhr sie fort: „Nur keinen von der Brut aus dem Nest, Peter! Sie arten alle nach dem Alten! Der Älteste ist ein boshafter Taugenichts, der den Vögeln die Augen aussticht, die zweite ist ein faules, eitles und widerspenntiges Geschöpf, und die beiden letzten, von denen wir wohl eins haben sollen, sind ungesund und beschränkt. Sicher kommt auch später der Charakter der Eltern noch zum Vorschein. Auch dein Bruder, Peter, ist, abgesehen von seinem widerwärtigen Geiz, nicht von bester Art. Die Geschichte mit seinem Nachbar Hans Ulke, dem er nach und nach den Acker verkleinert und die Stücke seinem Grundstück angegliedert hat, ist noch in aller Munde. Hat er nicht das gestohlene Gut herausgeben und noch Bußgeld dazu zahlen müssen?“

Auf diese allerdings zutreffenden Ausführungen vermochte Peter zwar nichts zu erwidern, aber es war ihm doch darum zu thun, seines Schulfreundes Emil Meinung auch noch zu hören.

„Was sagst du, Emil?“ hub er an und warf einen forschenden Blick auf den Barbier.

Emil zuckte die Achseln, und in sein Angesicht, das gewohnheitsmäßig einen gefügigen Ausdruck besaß, trat Unschlüssigkeit. Er befand sich in einer überaus schwierigen Lage, da er bei der Sache interessiert, da es für ihn von Vorteil war, wenn das Ehepaar auf den ihnen von Jost und Frau gemachten Vorschlag einging. Andererseits konnte er sich, wenn er ehrlich war, den berechtigten Einwänden der Frau Anna nicht entziehen.

Es war eine schlechtgeartete Brut da drüben, es war richtig. Er selbst würde keins der Kinder an Kindes Statt annehmen.

Er wählte die Antwort, die seiner Eigenart, nämlich möglichst niemandem zu nahe zu treten, entsprach.

Er sagte: „Die letzte, die kleine Anna, ist ein ganz nettes Ding. Ich glaube, daß Ihr eine gute Wahl treffen würdet. Überall ist etwas, und hier bleibt die Hauptsache: es kommt mit einemmal aller Unfriede und Verdruß aus der Welt.“

Natürlich nickte Peter wieder beifällig. Er schöpfte auch schon wieder ein wenig Hoffnung.

Die Frau aber sagte: „Emil kann in der Sache nicht mißsprechen. Er ist nicht unbefangen. Nicht wahr, Emil, Sie haben etwas davon, wenn Sie uns überreden? Es sei Ihnen nur gleich gesagt: wir gehen auf keinen Fall auf den Vorschlag ein, aber es soll Ihr Nachteil nicht sein, wenn Sie etwas anderes zustande bringen, nämlich uns helfen, ein gesundes, hübsches Kind von Eltern zu finden, von denen man weiß, daß sie einen rechtschaffenen Charakter und das Herz auf dem rechten Flecke haben. Und Ihren Auftraggebern erklären Sie nur, daß wir keins ihrer Kinder annehmen wollten, und erst recht nicht, wenn damit Geldangelegenheiten in Verbindung gebracht würden. Das wäre uns widerwärtig. Und was das Testament anbeträfe, so sollten sie nur ruhig prozessieren. Daß es in der ganzen Gegend einen sehr merkwürdigen Einbruch mache, wenn Jost Habermann, der kaum dem Staatsanwalt vorbeigegangen wäre, andere wegen Unredlichkeiten verklage, ja sogar den eigenen Bruder, wäre ihnen wohl gleich!“

Emil Broderjens bewegte still das Haupt, er erhob keinen Einwand. Für den ihm gewordenen Auftrag hatte er tief dienernd gedankt.

Dann sagte er: „Ich habe noch etwas zu bestellen: Ich soll fragen, wann Sie den Hof abtreten. Jost und seine Frau schlugen vor, daß es gleich geschieht, weil Sie sonst ja auch noch die Einkünfte aus der Stelle für ein halb Jahr bezahlen müßten.“

„Die Einkünfte —?“ fiel voll Erstaunen Frau Anna ein.

„Ja, der Hof soll doch Jost spätestens in sechs Monaten nach Ableben des Alten übergeben werden. Eigentümer, meinen sie, ist Jost schon gleich geworden, also hat er auch das Erträgnis daraus.“

„Ah so — ah so — das ist ja wieder ein schön ausgebecktes Schelmenstück,“ erklärte die Frau entrüstet. — „Nein, bester Emil! Die Sache ist ganz anders. Nach spätestens sechs Monaten haben wir das Erbteil herauszugeben, und solange haben wir natürlich auch die Nutznießung.“

„Um — ja — wenn Sie darauf bestehen, so würden Jost und Frau auf Herausgabe der Einkünfte klagen —“

„Herrgott, hast du denn keine Blitze, um diese lumpige Gesellschaft von der Erde wegzufegen?“ rief Frau Anna, ihrer Empörung nicht mehr gebietend.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Emil! Sehen Sie zurück und melden Sie den beiden, wenn sie noch einmal mit solch unsaubern Anträgen oder Forderungen an uns heranzutreten wagten, daß wir uns dadurch zu schützen wissen würden, indem wir nachträglich die vertuschte Diebstahlgeschichte mit Hans Ulke zur

Anzeige brächten, und dann würde Herr Jost Habermann sicher einige Monate hinter Schloß und Riegel kommen. Den Hof übergeben wir ohne Mobiliar am ersten Januar des nächsten Jahres. Bis dahin haben wir freie Verfügung und Nutznießung. Die durch die Übertragung auf Jost entstehenden Kosten werden halbjährlich getragen. Und ferner: Von unserem Erbe geben wir, nachdem Jost auch noch mit solchen Ansprüchen hervortritt, jetzt gutwillig niemals auch nur einen Groschen heraus. — Der Eckel läuft uns über bei seiner und seiner Frau Geldgier und schätigen Habjucht. So und das ist nun unser letztes unumstößliches Wort. Nicht wahr, Peter? Es ist dir alles recht so —?" schloß die Frau.

Und Peter zog die Lippen. Er fügte sich. Im Grunde war's ihm nicht recht, weil er zu jenen ungewöhnlich edlen Menschen gehörte, die nicht zu hassen vermögen, die um der christlichen Liebe willen, wie sie die Bibel vorschreibt, selbst dem Feinde noch das eigene Kleid und das den Hunger stillende Brot überlassen würden.

Als Emil Brodersen das Bauernhaus seiner Auftragsgeber betrat, saßen Mann, Frau und Kinder um den Tisch und aßen. In einem großen Napf befanden sich Kartoffeln und Speck, und mehr gab's auch selten in dieser nur auf möglichste Vermehrung des Geldes berechneten Wirtschaft.

Die Frau richtete einen unruhig gespannten Blick auf den Barbier, und der Mann, ein in seinen Bewegungen sonst träger Mensch, geriet auch insofern in eine starke Erregung, als ein lauerner Ausdruck in seine Äuge trat.

Emil aber richtete, ohne Rücksicht auf die anwesenden Kinder, von dem Resultat, und als die Schar fortgesandt worden war, hielt er auch mit der Schlussklärung der Frau Anna nicht zurück.

Emil hatte sich schon überlegt, daß er weit besser und sicherer fahren werde, wenn er Peter und seiner Frau ein kleines Mädchen verschaffte, als wenn er für diese hier den Vermittler spielte; so hatte er jetzt nur den Wunsch, seinen Freunden dadurch Verdruß vom Halse zu schaffen, daß er Jost und Frau einschüchterte.

In sehr geschickt gewählten Worten erklärte er, daß wenn sie fortführen, ungerechtfertigte Ansprüche zu erheben und nicht endlich Ruhe gäben, die Frau gegen sie Front machen und ihn wegen Unredlichkeit in Sachen Hans Ulke dem Gericht anzeigen werde.

Daß er sich gütlich mit Ulke geeinigt habe, thue nichts zur Sache. Im Gegenteil. Er habe dadurch, daß er sich mit Ulke verglichen, sein Vergehen eingekräumt. Die Erhebung der Anklage vonseiten des Staatsanwaltes könne nicht ausbleiben.

„Bah —“ stieß der Bauer verächtlich heraus, und ein Ausdruck starker Überhebung trat in seine Züge. „Dat is ja allens Enit-Snaak! Min Iewer' Swägerin ward keen Glück mit ehr Anzeige hebb'n! I hoo Hans Ulke en Stück vun sin Grundstück asköft, un damit is de Sak reinmakt. Overdem hett he mi

schriftlich geb'n, dat if in gude Glowen hanneln deh, indem if de Grens verlegt hev.“

Der Inhalt dieser Antwort bewies jedenfalls, daß der Bauer sich für alle Fälle zu sichern gewußt.

Offenbar hatte er seinem Nachbar eine Summe Geld gezahlt, und dieser Umstand hatte Ulke bewogen, zu einer Vertuschung der Unredlichkeit die Hand zu bieten.

Aber weil sich in Emil der Abscheu allzustark regte, so konnte er doch nicht umhin, den beiden einen Streich zu versetzen. Er sagte deshalb mit sehr geschickt gemachter Einfalt im Ton: „Ja, das wissen die drüben alles! Aber Frau Habermann sagt, es würde Peter Ulke zum Eid getrieben werden, ob er Ihnen nicht zu Willen gewesen. Und wenn er Ihnen zu Gefallen schwören würde, dann würden sie ihm den Meineid nachweisen! Er habe vordem überall erzählt, daß Jost monatelang in den Nächten immer ein Stück mehr von dem Aker für sich entfernt hätte.“

Dem Bauer wurde nach diesen Worten doch sehr unbehaglich zu Mute.

Seine Antwort ging unter in starkem nervösen Räuspern, auch wisperte er sich wiederholt über die heiße Stirn.

Was Emil gesprochen, hatte doch äußerst bedenklich geklungen. Hans Ulke war ein schwacher, leicht einzuschüchternder Mensch. Daß er, wenn er so angefaßt, die Wahrheit bekennen, daß er keinen Meineid schwören würde, war sicher.

Aber eben, weil dem so war, und weil's auch der Frau, die schon wiederholt hatte mitsprechen wollen, auch sehr an die Kehle stieg, so nahmen sie jetzt beide gleichzeitig das Wort und suchten Emil von der Grundlosigkeit der Anschuldigungen zu überzeugen. Sie betonten, daß nur höchste Voreingenommenheit und Mißgunst dergleichen über Jost aushäßen, daß nur eine Frau, wie Anna, die im ganzen Dorf als eine der bösesten Klatschen bekannt sei, solche gemeine Beschuldigungen gegen ihn erheben könne.

Und alsdann wieder die Angelegenheit selbst, und darauf ein solcher Schwall von boshafter Feindseligkeit und heimtückischer Rachsucht gegen die Verwandten vonseiten der Frau, daß Emil schier ein Grausen überlief.

Während er den Heimweg antrat und nochmals alles überlegte, was er gehört hatte, stand er unter dem bestimmten Eindruck, Stine Habermann werde, nachdem sie in allem verpielt, nachdem jede Hoffnung dahin war, doch noch auf die begünstigten Erben zu ihren Gunsten einzuwirken, nunmehr zu einem Gewaltstreik schreiten.

Waren die beiden drüben nicht mehr am Leben, dann fiel ihnen nach dem Wortlaut und Sinn des Testaments die ungeheure Summe ohne weiteres zu. Dann empfing das vor Gier zitternde Herz endlich die Sättigung, nach der es verlangte.

Das Resultat, das Emil erzielt hatte, war im übrigen nicht ungünstig.

Daß die Drohung einen sehr starken Eindruck auf Habermanns gemacht, war sicher. In diesem Sinne

berichtete er auch an einem der folgenden Tage Peter und seiner Frau, und sprach seine Ansicht aus, daß jene zwar die Klage nicht zurückziehen, aber kaum die andere Forderung erheben würden.

Die Zeit war gegangen. Die sechs Monate waren fast ganz verstrichen. Der Prozeß, den Jost angestrengt, hatte zwar die Folge gehabt, daß das Gericht Erhebungen angeordnet und Zeugen vernommen hatte, aber diese Erhebungen und die Aussagen der Zeugen sprachen so sehr gegen den Kläger, daß er mit seiner Klage strikte abgewiesen wurde. Selbst der Rechtsanwalt riet, die Angelegenheit nicht weiter zu verfolgen. Es werde nichts herauskommen als Geldverlust.

Zähneknirschend standen sie nun in ihrem Bauernhause in Hohenluft und jammerten. Zudem über die enormen Prozeßkosten!

Und die Hoffnung, bei Reddermoor noch etwas mehr herauszubekommen, war auch sehr geschwunden. Sie fürchteten, daß Anna Habermann ihre Drohung zur That machen könne. Mit ihr war durchaus nicht zu spaßen.

„Weißt du, Jost,“ stieß die Frau heraus, und die Züge ihres Angesichts empfingen etwas Raubtierartiges, — „es gäbe noch ein Mittel, daß wir nicht allein zu unserm rechtmäßigen Anteil, sondern zu allem kommen könnten. — Wir — wir — müßten —“

„Nun ja — du meinst?“ ermunterte der Bauer und stieß, gespanntes Sinnes, den Daumen in den Kopf der Peise, die ihm zum Verdruß der geizigen Frau fast immer im Munde hing.

„Ja, ich meine: wir — müßten — uns den Schleicher, den Barbier Brodersen — kaufen. Für reichlichen Lohn — glaube ich — thäte er denen — drüben was in — den Kaffee, das — das — wie Zucker aussieht —“

Das Weib zitterte denn doch selbst bei ihrem fürchterlichen Vorschlag. Ihre Handflächen feuchteten sich, ihr Atem ging unruhig, und das Auge wagte sie nicht frei zu erheben.

Der Mann aber fuhr unwillkürlich zurück und stieß nur einen einzigen Laut aus — einen Laut des Entsetzens.

Das war so grausig, was er da eben gehört hatte, daß er nicht begriff, wie sie das vorzubringen überhaupt imstande gewesen war.

War er auch herzlos, habgüchtig, geizig, selbstgüchtig, hatte er sich sogar dazu hinreißen lassen, in den Nächten dem Nachbar den Acker zu verkürzen, so war er doch kein gemeiner Verbrecher, — war er doch keines Einbruches, keines Mordes, um Vorteile willen fähig.

„Stine — Stine, was heßt du für? Ne, ne, up so wat wülln wi uns nich inlaten!“ drang's aus seiner Brust. „Und Emil Brodersen!? De is för so wat nich to hebb'n, un wenn du em hunderttausend Mark toseggst. Blots noch mehr Snakerei gift — un denn sünd wi gans ferdig hier. Se wieten mi all ut in't

Döörp, wenn ik mi seh'n lat. Müligst, in de Kroog, kunn ik tum en Plads hebb'n. Ne, ne, so wat will ik nich! Abers ik weet wat anners, — ik will noch mal alleen mit Peter spreken. Wat krieg ik vun em herut — un wenn't man en föstigtusend sünd — das of nich to verachten —“

„Na ja, denn versöt dat ers nochmal,“ gab die Frau unerwartet nach. Sie sah, daß sie zu weit gegangen, daß jedenfalls ihr Mann als Komplize nicht zu gebrauchen war. Wenn sie etwas vornehmen wollte, mußte sie allein, ohne sein Wissen und Zuthun handeln.

Die Folge dieser Unterredung war, daß Jost den Barbier bat, ihm eine Besprechung ohne Zeugen mit Peter zu verschaffen. „Er wolle noch einmal — zum letztenmal — versuchen, in Frieden etwas zu erlangen. Und wenn Emil helfe, 100 000 Mark herauszukriegen — alles im tiefsten Vertrauen! — so solle er — 1000 Mark verdienen.“

„Tausend?“ hatte Emil eingewendet. — „Dreitausend sind noch lange nicht genug. Fünftausend muß ich haben, ohnedem ihue ich keinen Schritt! Immer soll ich für Sie hin- und herlaufen um nichts. Noch nicht einmal die Barbierrechnung der beiden letzten Jahre haben Sie mir bezahlt —“

Er sprach mit denen in Hohenluft ganz anders als früher! Er wußte, wie sie allein zu nehmen, daß Rücksichten, Zartheiten durchaus nicht angebracht waren.

Und seine Mahnung für die rückständige Schuld hatte er schon lange erheben wollen. Überall war Jost Habermann ein langsamer Bezahler. Er konnte sich nicht von dem Gelde trennen, er berechnete die Zinsen, die er durch Verzug gewann. Erst wenn er scharf gemahnt wurde, zog er den Beutel und murmelte, daß er sein Geld schwer eintriede, daß andere auch ihn langsam befriedigten.

„Na ja, ich will mit Stine sprechen! Vielleicht auch fünftausend,“ gab der Bauer nach.

„Ne, ne — nicht vielleicht,“ wandte Emil äufferst entschieden ein. „Und ich thue auch nichts, wenn ich die Zusage nicht schriftlich von Ihnen kriege. Es muß in dem Schein stehen, daß ich fünf Prozent von der Summe erhalte, die ich herauschlage. Werden es nur fünfzigtausend, erhalte ich 2500 Mark.“

„Ühm — ühm —“ grunzte Jost Habermann in sich hinein. Aber er stimmte doch zu, hieß den Barbier das Gewünschte selbst aufsetzen und ihm in die Wohnung bringen, damit er es unterzeichne.

Am nächsten Montag — Sonntag mußte Brodersen beim Tanz im Krug aufspielen und Tanzschillinge einkassieren — sollte er sich dann zu Peter begeben, ihn allein beiseite nehmen und alles verabreden.

Daß Peter ein gegebenes Wort halten, trotz etwaiger Einreden seiner Frau, nicht leugnen werde, das wußte Jost von seinem Bruder.

Stine hatte sich auch einverstanden erklärt. und gleich hingeworfen, daß 50 000 Mark ein Beitel seien.

Er solle mit 250 000 Mark anfangen, dann behielte Peter immer noch weit über eine halbe Million für sich. Ihr kam der größere Appetit schon bei der bloßen Vorstellung des Gelingens.

Im übrigen konnte Emil bei der letzten Unterredung berichten, daß alles günstig liege, weil Anna an diesem Tage um Mittag zur Stadt fahren und erst mit der Landpost um 11 Uhr abends zurückkehren werde. Sie wolle ihre kranke Cousine in K. besuchen.

Er habe ferner Peter vorgeschlagen, noch einmal vor Ausgang des Herbstes am Kegeln im Krug teilzunehmen. Er habe sich überlegt, daß Peter dann Bier trinken und in Folge dessen leichter zugänglich sein werde. Er wolle noch nach Schluß der Partie mit ihm gehen und ihm vortragen, was er zu sagen habe.

Schon während der Barbier sprach, stieg in der habgierigen Seele der Frau ein Gedanke auf, einer, der sie so erregte, daß sie fühlte, wie sie die Farbe wechselte.

Ja, das waren Nachrichten, die ihr paßten! Das war ein Zusammentreffen von Umständen, das glücklicher nicht gedacht werden konnte.

Sie wußte genau, wo ihr Schwager seine Wertpapiere zu verschließen pflegte. Es befand sich in der Wohnstube ein Gekschrank aus Mahagoniholz mit einer rundlich geschweiften Thür. Diesen Schrank benutzte er teils zur Aufbewahrung seiner Wäsche, teils für den erwähnten Zweck.

Es war sicher, daß sich dort auch gegenwärtig eine bedeutende Summe befand.

Sie hatte durch Emil erfahren, daß ihrem Schwager ein sehr bedeutendes Kapital von einem Gutsbesitzer in der Landschaft Sch. in Staatspapieren aus dem Erbe ausbezahlt worden war.

Dieses Geld wollte sie sich als ein ihrem Manne von Rechts wegen zukommendes Erbteil aneignen. Sie wollte auf diese Weise handeln, da der Erblasser und der Erbe Jost um solches gebracht hatten.

So redete sie sich selbst zu; so beschönigte sie ihr verbrecherisches Vorhaben, so beschwichtigte sie sich aus Furcht vor ihrem Gewissen.

Im Hause war um diese Zeit niemand. Die Dienstboten waren auf dem Felde. Den Schrank vermochte sie mit einem in ihrem Besitz befindlichen Schlüssel zu öffnen. Sie hatte gerade einen solchen Schrank zur Hochzeit vom Alten erhalten. Derselbe Tischler hatte sie einstmals angefertigt.

Je mehr Stine diesen Plan überlegte, desto besser gefiel er ihr.

Es war nur schwierig, zu erfahren, ob wirklich Anna abgereist sei, ob wirklich die beiden Männer im Krug Kegeln spielten.

Um sich Gewißheit zu verschaffen, beauftragte sie ihr zweites Kind, sich um die Zeit des Abganges der Post in denjenigen Krug zu begeben, von dem der Wagen abfuhr. Es befanden sich im Dorf zwei Wirtschaftshäuser.

Sie sollte darauf achten, ob die Tante mitfahre.

Und gleichfalls schickte sie ihren Jungen zur betreffenden Zeit ins andere Wirtschaftshaus, und hieß ihn nachsehen, ob sich der Onkel beim Kegelspiel beteilige.

Ja, die Tante war abgefahren und hatte sie — wie das Kind berichtete — auch bemerkt und begrüßt. Das war Stine allerdings weniger angenehm. Und der Junge wußte zu berichten, daß der Onkel mit gekelt und gerade alle Neun geworfen habe.

Es war sehr heiß und schwül, als sich Stine auf einem wenig betretenen Umwege nach dem Hause ihrer Verwandten auf den Weg machte. Der Herbst hatte sich gleichsam erinnert, daß er noch einmal einige recht warme Tage vorm Abschied bieten müsse. Er that aber zu viel. Es war fast sommerliche Glut, und der Frau floß der Schweiß von der Stirn.

Sie atmete ordentlich auf, als sie in den Schatten der laubreichen Bäume des Gartens trat, der hinter dem Gehöft lag.

Sie fand auch, wie sie vermutet hatte, die Thür hinten offen. Das entsprach der Sorglosigkeit, die auf dem Lande herrschte. Wenn ihr unerwartet jemand von den Dienstleuten begegnen würde, so wollte sie — so hatte sie sich ausgedacht — fragen, ob ihre Verwandten zu Hause seien, und dann natürlich von ihrem Vorhaben abstecken.

Aber es trat ihr keiner in den Weg, und im Innern waren zwar alle Zimmer geschlossen, aber nirgends war das Schloß abgedreht.

So ging sie denn gleich an ihr Werk, und war auch schon eben im Begriff, den Schlüssel in das Schloß des Gekschrankes zu stecken, als sich draußen ein Geräusch bemerkbar machte, das so verdächtig klang, daß sie jählings zurückschreckte.

Und diesem Geräusch folgte ein Krachen an der Thür, und dieses rührte von Peters Hund Max her. Er schöpfte Argwohn und — bellte — bellte laut und heftig.

Nun war guter Rat teuer. Aber langes Besinnen hatte auch keinen Zweck.

Infolge dessen ließ Stine den „verdammten Köter“ bellen, öffnete den Schrank und begab sich an das Durchsuchen des Inhalts.

Und wirklich fand sie, was sie haben wollte. Da stand Geld in Leinwandtaschen und es lagen da mit schöner Frakturschrift überschriebene Bündel, in denen sich Wertpapiere befanden.

Und eins dieser Pakete enthielt 75 000 Mark Staatspapiere.

Ganz bewillich war's zu lesen. Zur Sicherheit schnürte sie's noch auf. — Richtig! Es waren bedruckte Certifikate darin, deren Wert und Bedeutung ihr bekannt waren.

Aber draußen bellte jetzt der Hund wie toll, und sein Toben entfachte in dem Innern der Frau ein Gefühl von Angst, aber auch von Wut gegen die „infame Bestie“.

Dennoch wandte sie sich nochmals dem Schranke zu. Unendlich gern hätte sie auch noch einen der großen, von Thalern und Gold steif frozenden Geldbeutel an sich genommen.

Schon zuckte ihre Hand danach. Aber ihre Vorsicht behielt trotzdem die Oberhand.

Den Beutel konnte sie nicht wegstecken. Es war zu gefährlich, ihn auch noch mitzunehmen. Schon das große Paket war schwer fortzubringen, sie mußte es unter ihre Röcke verstecken.

Sie beschwichtigte zuletzt ihre rasende Gier durch die Erwägung, daß trotz dieser Entwendung doch vielleicht noch etwas von Peter herauszupressen sei. Daß sie der Dieb gewesen, würde ja nicht herauskommen.

So schloß sie die Schrankthür, erhob sich, verbarg das Bündel, wie sie es sich ausgedacht — eben kratzte, schnob, wütete und bellte der Hund wieder dermaßen, daß ihr denn doch sehr schwül zu Mute ward — und setzte sich in Bewegung.

Sie begann damit, daß sie, bevor sie die Thür



öffnende, ihm

lockende

Worte zu-

rief. Sie that's, ob-

schon sie wußte, daß

es wohl nicht viel

helfen werde. Er

war sehr mißtrau-

isch, und er war ihr

niemals geneigt ge-

wesen, war ihr viel-

mehr mit seinem

richtigen Instinkt

stets feind-

selig, un-

willig und

knurrend

begegnet.

Endlich

aber öffnete

sie und

machte rasch eine auf sanftes

Streicheln seines Felles

berechnete Bewegung. Aber was sie schon befürchtet

hatte, das geschah.

Sobald der Hund ihrer ansichtig wurde, sprang er wie rasend an ihr empor.

Sobald der Hund ihrer ansichtig wurde, sprang er wie rasend an ihr empor, brauchte trotz ihrer energischen Abwehr und Schläge die Zähne und biß sie dermaßen in den Arm, daß sie vor Schmerz aufschrie.

Und als sie dann die Wut ergriff, und sie ihn, ihrer Sinne nicht mächtig, an der Kehle zu packen suchte, biß er sie auch noch unterhalb des Auges in die Wade.

Erst als sie eine draußen an der Mauer stehende eiserne Schaufel mit hartem, langem Stiel ergriff und ihm einige furchtbare Schläge zu versetzen wußte, also daß das Geschöpf mit zerbrochenem Rückgrat laut wimmernd zusammenbrach, hatte sie Ruhe und konnte sich — eben strömte ein starker Gewitterregen vom Himmel hernieder — unbehindert entfernen.

Wiederum machte sie einen Umweg, und weil's fortwährend vom Himmel herabgoß, begegnete sie auch niemandem.

Aber solche Schmerzen plagten sie, und eine solche

Anschwellung der Wunden erfolgte, aber auch solche düstere Vorstellungen bemächtigten sich der Frau, während sie dahinwanderte, daß sie im Hause in einer äußerst zerknirschten Stimmung anlangte.

Was sollte sie sagen, woher sie diese Wunden erhalten hatte? Sogleich umdrängten sie auch die Kinder und fragten.

Kurz und rauh stieß sie sie von sich, schloß sich ein und begann mit Kühlen des Armes und der Wange.

Als später ihr Mann, der zum Rademacher gegangen und zurückgekehrt war, anklopfte, öffnete sie nicht. Sie erklärte, sie sei unwohl und müsse Ruhe haben. Er möge mit den Kindern allein essen und sich im An' au schlafen legen.

Jost schüt'te den Kopf, aber fügte sich. Sie hatte häufig "Rück'a." — und so fiel's ihm weniger auf.

Die ganze Nacht blieb der Frau die Ruhe fern. Sie stieg aus dem Fenster und kühlte immer wieder die Wunden am kalten Wasser des Brunnens. Aber wenn sie auch zeitweilig Erleichterung verspürte, so blieb doch ein eigentümliches Wühlen im Blut, das, als sie sich endlich ins Bett warf, einen Charakter annahm, der ihr jählings den Gedanken einflößte, sie könne an dem Biß des tollwütigen Hundes zu Grunde gehen.

Sie wußte von solchen Fällen, von unheilbarer Blutvergiftung. Und dann stieg nach der Nacht der helle Morgen empor. Im Halbschlaf, unruhig, stöhnend lag das Weib da, bis dann Jost gegen Mittag endlich laut und heftig an die Thür pochte, sie ihm öffnen und ihm — dem grauste — alles enthüllen mußte.

Schon an demselben Tage verbreitete sich wie mit Sturmwind die Nachricht im Dorf, daß Peter Habermanns Hund getötet, ein Dieb ins Haus gedrungen und Peter 75 000 Mark entwendet worden seien.

Aber noch mehr! Es begann — da man sich natürlich in nahe liegenden Vermutungen erging — ein Rischeln und Raunen in allen Kreisen, daß an diesem Diebstahl die eigene Familie betheiligt sei.

Und das Schwärzen und Flüstern nahm solchermaßen zu, daß der Ortsvorsteher und der Gendarm am folgenden Vormittag in dem Bauernhause des Jost Habermann erschienen, um ihn und seine Frau einem Verhör zu unterwerfen, ja, die Wohnung zu untersuchen.

Entsetzliche Stunden hatten Mann und Frau zwischen verlebt.

Jost folterte die Angst vor Entdeckung. Er war so verschüchtert und hatte solche Furcht, sich überhaupt mit Menschen einzulassen, daß er nicht einmal den sich am nächsten Vormittag meldenden Emil Brodersen vorließ. Wenn der auch das Beste zu berichten hatte, so besaß das gegenwärtig doch keinerlei Wert für ihn. Die Frau lag da befinnungslos an einem Nervenfieber. Sie phantasierte fürchterlich immer wieder über denselben Gegenstand. Sie eiferte mit dem Hund; sie schlug nach ihm, und dann wieder

dem Hund; sie schlug nach ihm, und dann wieder

schrte sie, weil sie sich verfolgt glaubte, auf und wollte aus dem Bett. Aber sie sprach auch von dem Schatz, den sie besaß, den man ihr nehmen wollte. Sie drängte ihren Mann, ihn im Garten zu vergraben. Den Arzt zu rufen, war unter solchen Umständen nicht rathsam, ja unmöglich. Und doch konnte nur er — wie Jost urtheilte — helfen, — das Leben der Frau retten.

Und wie er sich mit dem gestohlenen Gelde verhalten sollte, — er wußte es nicht. Am liebsten hätte er es seinem Bruder ungesehen wieder hingelegt.

Vielleicht hatte er gar nicht bemerkt, daß es fehlte. — Aber vielleicht war der Diebstahl doch schon entdeckt. Der Hund war sicher den gegen ihn geführten Schlägen erlegen. Dieser Umstand hatte natürlich zu Nachforschungen über die Gründe geführt.

Und nun erschien plötzlich der Amtsvorsteher und der Gendarm in Josts Wohnung, und die beiden steckten eine Miene auf, daß ihm das Herz stockte.

Während die Kinder an der Thür der Wohnstube horchten, in die zu ihrer Neugierde die Männer mit ihrem Vater gegangen, während im Schlafgemach die Mutter immerfort dermaßen tobte, daß sie vor Angst zusammenfahren, fand das Verhör statt. Und dieses endete damit, daß Jost, der nichts zu wissen erklärte, der leugnete, weil ihn die Vorstellungen der Folgen seines Bekenntnisses doch noch weit mehr bedrängten, als Angst und Gewissensdrang vorläufig Macht besaßen, aufgefordert wurde, seine Frau herbeizuholen. Auch sie sollte einem Verhör und deshalb unterworfen werden, weil ein kleiner Junge ausgesagt hatte, daß er sie während des Gewitters in der Nähe der Hofstelle von Peter gesehen habe.

Nun war's schier aus. Nun zitterten dem Bauern dermaßen die Glieder, daß er kaum zu gehen vermochte. Dennoch erklärte er, nachsehen zu wollen, ob der Zustand seiner Frau eine Besprechung zulasse.

Aber als er dann die Wohnstübenthür öffnete, schrien plötzlich die Kinder, die sich in der Tenne aufhielten, mit heulenden Lauten auf, und als die Anwesenden herbeieilten, sahen sie Stine im Nachtgewand an ihnen vorüberschießen und kreischend, als ob sie von Gespenstern verfolgt werde, den Ausgang nach dem Vorplatz nehmen.

Und ehe man es hindern konnte, flog sie auf den gleich zur Linken befindlichen Ziehbrunnen zu, schwang sich auf die Brüstung und stürzte sich, mit dem Kopfe voran, hinab.

Und bei diesem Sturz zerschellte ihr Haupt an der Steinwand, und ein grauenhaft zerstückelter Leichnam wurde später von den Knechten ans Tageslicht geschafft.

Dieser graußige Zwischenfall nahm die Gemüther der Amtspersonen vorläufig so sehr gefangen, daß sie Jost nicht in Haft nahmen, sondern sich nur noch an die Durchsuchung sämtlicher Räume begaben.

Sie fanden indessen nichts; sie konnten auch nichts finden, da Jost inzwischen das Paket in der Doppelwand eines alten Bettes, in dem er auch seine übri- gen Wertstücke versteckt hielt, verborgen hatte.

Und also, da Jost immer noch nichts zu wissen erklärte, die Frau nicht mehr gefragt werden konnte, und die Untersuchung kein Resultat ergeben hatte, mußten sich Amtsvorsteher und Gendarm nach dreistündigem Aufenthalt unverrichteter Sache wieder entfernen.

„Erst weitere Untersuchungen würden hoffentlich ein Ergebnis herbeiführen!“

Und abermals war's Nacht. Die Leiche der Frau war in dem Anbau gebettet. Sie hatte ausgelitten. Sie war dem irdischen Rächer entgangen und unterlag nun einem höheren Richter. Die Kinder, die durch den Vater einigermaßen besänftigt worden, schliefen. Nur Jost wachte. Er saß auf dem Bett- rand, das Angesicht in die Hände vergraben, und grübelte und stöhnte.

Allzuviel war's, was sein, wenn auch sonst so kaltes Gemüt betroffen.

Die Frau, die Mutter der Kinder, tot, er fortan vereinsamt! Doppelt einsam, weil er sich nicht verhehlte, daß die Menschen eine richtige Ahnung hatten, die Ahnung, daß er der Dieb oder wenigstens der Hehler sei. Und daß ihm die Schande anhängen werde alle Tage — und daß auch die Untersuchung noch nicht beendigt sei!

Würde er ferner ebenso standhaft leugnen können? — Würde ihn sein unruhvolles Gewissen nicht treiben? — Schon jetzt folterte es ihn dermaßen, daß er sich wie erlöst fühlen würde, wenn er das schreckliche Geheimnis von sich werfen könne.

Aber während er so dasaß — ein völlig Geschlagener — wurde plötzlich von draussen an das Fenster gepocht. Und als er entsetzt emporstrat und hinaus- schaute, sah er — seinen Bruder Peter vor sich, der ihm eilige versteckte Zeichen machte, daß er öffnen sollte.

Aber nicht ernst, nicht vorwurfsvoll sah der aus, nein, milde, gütig, sanft und liebevoll wie ein Christus, dessen Angesicht er trug.

Und als er ihn dann zitternd vor Erregung ins Haus gelassen, als sie einander gegenüber saßen, da sprach Peter: „Ich weiß, daß es deine Frau gewesen ist, die die Papiere entfernt hat. Ich weiß, daß du sie in Verwahrung hast. Sieh sie mir! Ich will erklären, daß ich Unrechtes behauptete, daß ich vergessen hätte, ich habe grade sie an einem anderen Ort verwahrt gehabt. Und damit man mir glaubt, will ich sie vorzeigen und dadurch euch von aller Schuld freisprechen. Ich vergesse nicht, daß du mein Bruder bist und daß wir uns einst als Kinder lieb hatten und uns verstanden. Und wohlgemerkt: diese 75000 Mark will ich schon bei Lebzeiten deinen Kindern als Eigentum überweisen. Wenn alles vergessen ist, so will ich sie dir ausliefern. — So, Jost, und nun lasse uns künftig wieder Freunde sein! — Und geh in dich! Wirf die greuliche Habsucht und die Engherzigkeit ab! Sei ein Mensch, einer, von dem man fortan als einem solchen mit Achtung spricht!“

Dem Mann, der das hörte, schmolz das bisher

verfeinerte Herz. Ja, das war ein Christus ähnlicher Mensch, der eben gesprochen.

Unwillkürlich fiel sein Kopf herab, stromweise schossen ihm die Thränen aus den Augen, und ein Beben slog durch seinen Körper. Dann aber lehnte er sich plötzlich schluchzend an seines Bruders Brust und flüsterte: „Ik bün nich wert, dat du so to mi sprichst, Peter. — Ik bün slecht — ich hev di un din Fru alltoveel aftobed'n.“



Dann aber lehnte er sich plötzlich schluchzend an seines Bruders Brust.

Aber Peter ließ ihn in seiner hochherzigen Weichheit nicht einmal ausreden. Er küßte ihn zärtlich und sagte: „Du sollst es nur gleich wissen, Jost, meine Frau ist mit allem einverstanden. Sie billigt, was ich heute nacht thue. Nur eine Bedingung macht sie: Du sollst dem Vermittler, du sollst unserm Schulkameraden Emil, von diesem Gelde einen Anteil zahlen. Er hat's verdient. Willst du?“

Jost nickte nur; er konnte nicht reden. So gerührt, so glücklich, so erleichtert war er, daß er unwillkürlich ein Gebet zum Himmel sandte, aber auch nochmals und abermals seinem Bruder in seinem überstömenden Gefühl die Hand drückte.

Und dann schlich allmählich der Morgen auf leisen Sohlen heran, und leise entwich Peter und eilte auf Umwegen seiner Wohnung zu.

Denksprüche.

Das, was dein Aug' an andern sah,
Wird andern nicht an dir entgehn;
Wir sehn uns selber viel zu nah,
Um unsre Fehler selbst zu sehn.

Freundesrat — früh und spat!
Freundesthat — seltne Saat!
Aber der Freundschaft Opfer bringen,
Schreib zu den Wundern und heil'gen Dingen.
Viktor Bläthgen.



Von einem gar bößartigen Teufel.

Standrede des Hinkenden.

In einem Winterabend saßen wieder einmal die Getreuen des Hinkenden, der Bürgermeister,

Peter der „Medizinalrat“, Kilian der Hufschmied und noch einige ehrbare Bürger, am runden Tisch im „Löwen“ und politisierten. Den Anlaß zu ihrer Unterhaltung hatte ein Artikel im Blättle gegeben „über die Zunahme der Verbrechen.“

„Ganz richtig gesagt wird's da in unserm Blättle: nichts anderes ist daran schuld, als daß die Leute keine Religion mehr haben. Laßt nur erst die Kapuziner wieder ins Land kommen, dann wird alles besser werden.“ In diesem Augenblick hielt ein Wägele vor dem Wirtshaus und alle riefen erfreut: „Der Hinkende!“ — und er war es auch, und etliche Minuten darauf saß er ebenfalls am runden Tisch, und der Löwenwirt stellte schmunzelnd einen Schoppen Marktgräser vor ihn hin. Der Hinkende aber schob kopfschüttelnd das Glas beiseite.

„Was fällt Euch ein, Hinkender,“ brummte der Löwenwirt getränkt, „ist Euch mein Marktgräser nicht mehr gut genug?“

„Euer Marktgräser ist so gut, wie er nur sein kann,“ meinte der Hinkende, „aber ich bin bei der Fahrt durch und durch kalt geworden, und,“ wendete er sich an die Löwenwirtin, die mit ihrem Strickstrumpf hinter dem Ofen saß, „eine Tasse Kaffee ist das Beste in diesem Falle.“

„Der Wein wärmt aber doch ebenfogut,“ brummte der Löwenwirt, „das wissen doch wir Bauern am besten!“

„Darüber möchte ich gerade mit Euch heute ein Wörtlein reden,“ meinte der Hinkende, „wenn's Euch recht ist; aber ich möchte die Unterhaltung nicht stören. Darf ich vielleicht fragen, wovon eben die Rede war?“ wendete er sich an den Bürgermeister.

„Wir haben eben über einen Artikel im Blättle gesprochen, über die Zunahme der Verbrechen, und da heißt es sehr richtig, daß daran nichts anderes schuld ist, als weil die Leute keine Religion mehr haben und daß da nur die Kapuziner noch helfen können.“

„So, meint Ihr?“ erwiderte da der Hinkende, „die Kapuziner? Ja, das waren einmal gewaltige Redner, das muß man ihnen lassen und das Standredenhalten war ihre Spezialität; man sah ordentlich die Teufel leibhaftig vor einem tanzen, wenn sie beschrieben, wie es in der Hölle ausschaut und wie es da zugeht. Wenn's den Herren aber recht ist, so will ich Euch heut' abend auch einmal ein Kapuzinerpredigt halten, und zwar über einen alten

Tert, der ja leider immer neu bleibt: Ueber den Schnapssteufel." Dabei legte der Hintende eine kleine Schrift auf den Tisch, betitelt: „Die Alkoholfrage. Ein Vortrag von Dr. med. G. Bunge, ordentlichem Professor der physiologischen Chemie an der Universität Basel," und setzte hinzu: „Das ist mein Text und nun fange ich an. — Wir wollen es machen wie der Professor Bunge selber und ohne Umschweife den Schnapssteufel gleich beim Ohre packen — oder auch am Schwänze, wenn's so bequemer ist. Was ist es nun," wendete er sich an Peter, den Medizinalrat, „was im Wein, Bier und Schnaps wirksam ist? Was erwärmt, wie der Löwenwirt meinte und, wie jeder weiß, berauscht, wenn man viel davon getrunken hat?"

„Das ist der Alkenhol," meinte der Peter mit wichtiger Miene, „oder auch Weingeist genannt."

„Ganz recht, der Alkohol," bestätigte der Hintende. „Er ist es, der unsern Körper erwärmt, denn er verbrennt in diesem ebensovogut wie in der Löwenwirtin ihrer Spirituslampe, wenn sie darauf dem Kleinen nachts die Milch wärmt. Aber ein kleiner Unterschied ist doch dabei: der menschliche Körper ist ein böser Ofen; wenn er mit Alkohol geheizt wird, so giebt er mehr Wärme ab, als der Alkohol erzeugt hat; das heißt: er setzt noch von seiner eigenen zu. Wie eine schlechte Haushälterin giebt er nicht nur das Geld aus, mit dem er die Wirtschaft bestreiten soll, sondern er greift auch noch der Hausfrau in die Tasche. In gelehrter Weise drückt dies der Doktor Bunge so aus: Wenn der Alkohol die Wärmequellen vermehrt, so vermehrt er auf der andern Seite auch die Wärmeabgabe. Diese letztere überwiegt: Das Gesamtergebnis ist eine Temperaturverminderung, welche einfach mit Hilfe des Thermometers durch zahllose Versuche nachgewiesen ist. Die vermehrte Wärmeabgabe kommt folgendermaßen zustande. Der Alkohol bewirkt eine Erweiterung der Blutgefäße in der Haut; infolgedessen strömt mehr warmes Blut durch die kühle Oberfläche; es wird mehr Wärme nach außen abgegeben. Die Erweiterung der Blutgefäße ist folgendermaßen zu erklären: In den Wandungen der Blutgefäße befinden sich kleine Ringmuskeln, die beständig in der Zusammenziehung begriffen sind. Der Anstoß dazu geht von gewissen Nervenfasern aus, die zu den Ringmuskeln verlaufen und die alle einen gemeinsamen Mittelpunkt im Gehirn haben. Der Alkohol lähmt diesen Mittelpunkt; der Nervenreiz hört auf; die Ringmuskeln erschlaffen; die Blutgefäße erweitern sich; die Haut wird blutreicher und giebt dieses durch die rote Färbung zu erkennen. Die Rötung der Wangen nach Weingenuß, welche immer als erregende Wirkung des Alkohols gedeutet wird, ist also eine Erscheinung der Lähmung. Man sagt, der Alkohol wärme bei kaltem Wetter. Dieses Wärmegefühl aber ist eine Selbsttäuschung; man fühlt das warme Blut in vermehrter Menge zur Haut strömen. Tatsächlich aber ist er nicht erwärmt, sondern abgekühlt." — Der Hintende machte eine Pause, damit seine Zu-

hörer das vorerst verdauen könnten, was sie vernommen; dann fuhr er fort:

„So, nun wissen wir also, was es mit der sogenannten Erwärmung durch den Alkohol auf sich hat. Diese Art Heizung taugt also nichts, sie ist ebenso unvernünftig, als es wäre, wenn die Löwenwirtin hier den Kachelofen mit den kleingehackten Stühlen und Tischen heizen und dann die Fenster aufreißen wollte, denn ein mindestens ebenso kostspieliges Heizmaterial ist der Alkohol. Ich will es noch an einem Beispiel beweisen: ein richtiger Ofen wird bekanntlich um so wärmer, je mehr Holz oder Kohlen man hineinsteckt. Wäre nun der Alkohol ein rechtshaffenes Heizmaterial, so müßte einer um so wärmer werden, je mehr er davon trinkt. Was lehrt aber die Erfahrung? Niemand erfriert im Freien leichter als ein Betrunkener, und jedermann weiß, daß man einen Starkbetrunkenen zu seiner Rettung oft nur noch in einen warmen Misthaufen steckt (appetitlich ist's ja nicht), um ihn vor dem innern Erfrieren zu retten, und wenn ein Esel hingehet und steckt den Betrunkenen „zu seiner Erfrischung" in den Bach, so kann er ihn dadurch umbringen. Daß der Betrunkene seine eigene Kälte nicht spürt, hat einen ganz andern Grund: er ist gelähmt und für die Kälte unempfindlich geworden; er spürt die Kälte ebensowenig mehr wie ein Toter und hat schließlich auch nicht viel mehr Wärme in sich als ein solcher."

Hier machte der Hintende wieder eine kleine Pause, damit nur alles gut einginge in die etwas harten Köpfe seiner Zuhörer, und dann fuhr er fort:

„Nun, Kilian, Ihr sollt jetzt einmal den Verteidiger und Rechtsanwalt des Angeklagten Schnapssteufel spielen. Was könnt Ihr noch zugunsten des Angeklagten anführen?"

„Daß er Kraft git; der Wi git Kraft, bigott," sagte der Kilian und schlug mit der Faust auf den Tisch, und der Löwenwirt nickte bestätigend mit dem Kopf.

„Und ich sage Euch, auch das ist eine Täuschung," erwiderte der Hintende und schlug ebenfalls mit der Faust auf den Tisch, „das hat man an den Soldaten ausprobiert und gefunden, daß sie in Kriegs- und Friedenszeiten, in allen Himmelsstrichen, bei Hitze, Regen und Kälte alle Strapazen der angestrengtesten Märsche am besten ertragen, wenn sie weder Bier, noch Wein, noch Schnaps zu sich nehmen, und ebenso ist es mit den Seeleuten. Die meisten Walfischfahrer z. B. haben keinen Tropfen alkoholischer Getränke an Bord. Um's kurz zu sagen: Der Alkohol stärkt niemanden, er betäubt nur das Müdigkeitsgefühl. Das Müdigkeitsgefühl aber ist das Sicherheitsventil an unserer Maschine. Wer das Müdigkeitsgefühl betäubt, um weiter zu arbeiten, gleicht dem, der gewaltsam das Ventil verschließt, um die Maschine überheizen zu können."

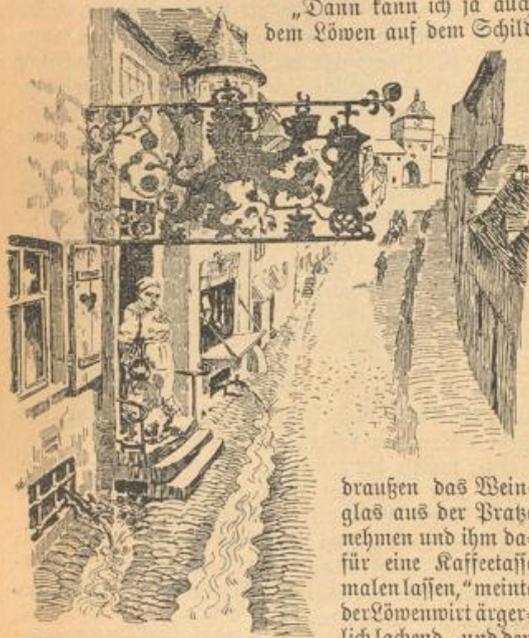
Bei diesen Worten hatte der Hintende seine Tasse Kaffee ausgetrunken und schob die Tasse von sich. „Euer Kaffee ist gut, Löwenwirtin," sagte er,

„wie wär's, wenn Ihr künftig jedem Handwerksburschen, der friert oder müde ist, statt des Glases Schnaps eine Tasse Kaffee hinstellen würdet? Es brauchte ja just nicht vom besten zu sein.“

„Ja, das fehlte mir gerade noch,“ brummte die Löwenwirtin, „da könnte ich den ganzen Tag in der Küche stehen und Kaffee kochen!“

„Das ist gar nicht nötig,“ meinte der Hinkende, „da, in der Nöhre Eueres Kachelofens hat Euer größter Kaffeefafen Platz, und warm bleibt er auch.“

„Dann kann ich ja auch dem Löwen auf dem Schild



„Da kann ich ja auch dem Löwen auf dem Schild eine Kaffeetasse malen lassen.“

lasse ich einfach auf die Straße laufen, nicht wahr, Hinkender?“

„Das ist wiederum gar nicht nötig, Löwenwirt,“ meinte beschwichtigend der Hinkende, „alles zur rechten Zeit und am rechten Ort. Ein Gläschen Wein zum Mittagessen wird dem, der dies gewöhnt ist und sich's gönnen kann, nicht viel anhaben, und ein Glas Bier auch nicht, aber, daß man sich damit stärken könne, das ist, wie ich Euch gesagt habe, eine Täuschung. Wer Maß zu halten weiß, wer bei einem kleinen Quantum bleiben kann, den sollte man in Frieden bei seinem Schoppen lassen, wer aber nicht ganz sattelfest ist, der thut am besten, wenn er das Trinken ganz und gar aufgibt und sich vor dem Alkohol hütet wie vor einem Gift, denn er ist nun leider Gottes einmal ein solches. Wer's nicht fertig bringt, zur ganz gewohnten Stunde nach Hause zu gehen, wer sich noch von einer „lustigen“ Gesellschaft hinreißen läßt und hocken bleibt, der sollte sich schon vor dem ersten Glase hüten, denn er ist auf dem besten Wege, sich zu ruinieren. Notabene, das ist so meine Meinung; der bejahte Professor Bunge

will auch davon nichts wissen, so wenig traut er eben dem Schnapsteufel. Wir wollen den gelehrten Herrn selbst wieder einmal über die Wirkungen des Alkohols reden lassen: Der Mensch wird offenerzig und mittelst, er wird sorglos und lebensmutig — er sieht eben nicht mehr klar die Gefahren. Vor allem aber äußert sich die lähmende Wirkung des Alkohols darin, daß er jedes Gefühl des Mißbehagens und des Schmerzes betäubt und zwar zunächst die bittersten Schmerzen, die seelischen: den Kummer, die Sorgen. Daher die heitere Stimmung, die sich der trinkenden Gesellschaft bemächtigt. Niemals aber wird ein Mensch durch geistige Getränke geistreich. Dieses so verbreitete Vorurteil beruht auf einer Selbsttäuschung; es ist gleichfalls nur ein Anzeichen der beginnenden Hirnlähmung: in dem Maße, als die Selbstkritik sinkt, steigt die Selbstgefälligkeit. Zu den qualenden Gefühlen, die der Alkohol betäubt, gehört auch das Gefühl der Langeweile. Die Langeweile aber ist, wie das Müdigkeitsgefühl, eine Vorrichtung zur Selbstregulierung in unserm Organismus. Wie uns das Müdigkeitsgefühl zur Ruhe zwingt, so zwingt uns das qualende Gefühl der Langeweile zur Arbeit und Anstrengung, ohne welche unsere Muskeln und Nerven erschaffen würden und ein gesunder Zustand nicht möglich wäre. Wird die Langeweile nicht durch Anstrengungen irgend welcher Art beseitigt, so schwillt sie stetig an und gestaltet sich schließlich zu einer wahrhaft dämonischen Macht. Es ist interessant zu beobachten, zu wie verzweifelten Mitteln träge und hohle Menschen ihre Zucht nehmen, um ohne eigene Anstrengung dem Dämon der Langeweile zu entrinnen. Raftlos treibt er sie durch ununterbrochene Gefelligkeit von einem Orte zum andern, von einer Zeitstreuung zur andern. Aber alle diese Fluchtversuche wären vergeblich: die Menschen würden sich schließlich doch gezwungen sehen, in irgend einer Weise ihr Hirn und ihre Muskeln anzustrengen, um das Gefühl der Ruhe und Befriedigung wieder zu gewinnen und die eigene Leere auszufüllen, wenn sie nicht — den Alkohol hätten. Der Alkohol befreit sie sanft und leicht von dem Dämon. Dem Trinker und der trinkenden Gesellschaft kommt die eigene Debe und Leere niemals zum Bewußtsein. Sie brauchen keine Interessen, keine Ideale; sie haben ja die Wonne, das Behagen der Betäubung. Nichts ist für die Entwicklung eines Menschen verhängnisvoller, nichts untergräbt und zerstört in dem Grade das Beste, was er hat, nichts ertötet mit so unfehlbarer Sicherheit jeden Nest an Thakraft, wie die fortgesetzte Betäubung der Langeweile durch den Alkohol.“

„Dem Schnapsteufel macht der aber gründlich den Garaus,“ meinte der Barbier Peter. „Nicht werdet Ihr aber noch nie mit einem Schnapsglas getroffen haben,“ fügte er mit einem rechten Pariaer-gesicht hinzu. „Zum Wein langt es mir bei diesen schlechten Zeiten höchstens einmal am Sonntag. Aber mein Glas Bier werdet Ihr mir doch hoffentlich in

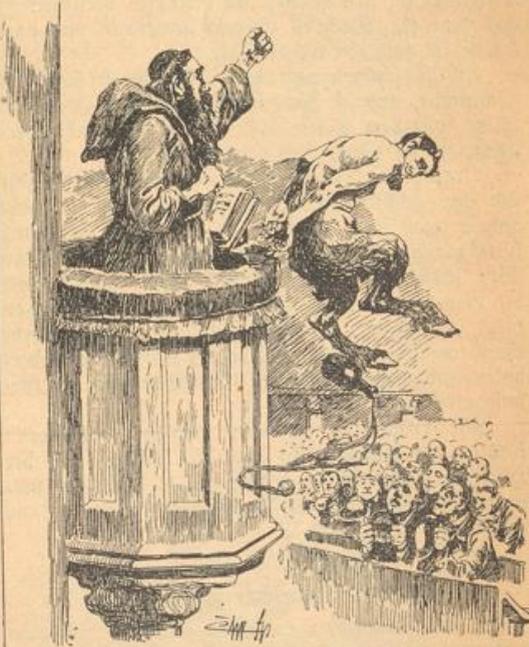
Ruhe lassen, denn Ihr wißt wohl so gut wie ich, daß das Bier sogar als Nahrungsmittel betrachtet werden muß, und als solches in manchen Ländern eine große Rolle spielt, z. B. in Bayern." "Ein sauberes Nahrungsmittel, das Bier," erwiderte der Hinfende. "Damit kommt Ihr dem Doktor Bunge gerade recht! Was es an Nährstoffen enthält, daran ist schon in der gewöhnlichen Nahrung der meisten Menschen kein Mangel, meint er, sondern bereits ein Ueberschuß. Es liege also gar kein Grund vor, diese Bestandteile, die Kohlehydrate, der Nahrung noch hinzuzufügen. Nun, Kilian, thut jetzt doch auch einmal wieder den Mund auf! Was habt Ihr noch zugunsten des Angeklagten vorzubringen?"

Der Kilian kratzte sich verlegen hinter den Ohren und stierte in sein leer gewordenes Bierglas.

"Also gar nichts mehr, wie's scheint," meinte der Hinfende, "dann hat also der Staatsanwalt wieder das Wort! Mit der Erwärmung und Stärkung durch den Alkohol ist's also nichts, wie wir gesehen haben, und ich nehme es nur auf meine Kappe, wenn ich denen rate, bei ihrem Schoppen zu bleiben, die dabei auch ihr eigener Herr bleiben können. Damit ist aber auch alles gesagt, was sich zugunsten des Alkohols sagen läßt. Daß er nicht viel hilft, haben wir gesehen. Er ist aber noch dazu ein Ueberer der schlimmsten Art. Und wie er zu Werke geht, das schildert ein anderer Gelehrter, der Professor Gaul in Zürich, folgendermaßen. Er vergleicht ihn mit seinem Beter, dem Morprium, und schreibt in seinem Werkchen: „Wie wirkt der Alkohol auf den Menschen?“ (Leipzig, Verlag von Chr. S. Tienten): Fast jedermann kennt heutzutage das Schicksal der Morpiumsuchtigen. Im Anfang ist die Betäubung herrlich. Die Schmerzen schwinden, die Sorgen erscheinen in einem völlig veränderten Licht, die geschwundene Urteilskraft täuscht dem Betäubten ein ungemessenes Kraftgefühl vor. Alle Schwierigkeiten glaubt er spielend überwinden zu können. Alles beugt sich vor ihm, kleine unbedeutende Erregungen seiner Sinne spiegeln sich ihm zu großen Genüssen vor. Allmählich schwindet die Betäubung, die Urteilskraft kehrt zurück. Er erkennt die Wirklichkeit wieder, die Schmerzen sind noch da, die Sorgen sind noch da, alles das, was ihm draußen drohend gegenüberstand, hat sich nicht verändert. Verändert hat er sich nur selbst, denn er ist schwächer und feiger geworden. Mit dieser Erkenntnis der Wirklichkeit aber erwacht auch die Sehnsucht nach der Wiederholung der Täuschung, in der er sich grenzenlos stark glaubte. So addiert sich Verlust auf Verlust in der Kraft seines Nervensystems und nach 2—3 Jahren ist der Morpiumsuchtige eine elende Ruine. Der Alkohol giebt länger Kredit, oft 20 bis 30 Jahre; aber er ist ebenso unerbittlich, denn der Prozeß ist im Grunde ganz derselbe.

„Das ist aber noch nicht alles. Was der Schnaps- teufel sonst noch für Unheil anrichtet, darüber könnte man noch stundenlang reden. Hören wir noch, was

der Professor Bunge darüber sagt: Es ist bekannt, daß durch den Mißbrauch alkoholischer Getränke ein ganzes Heer von Krankheiten entsteht, daß kein Organ unseres Körpers vor seiner zerstörenden Wirkung bewahrt bleibt. In England sagen die Aerzte, daß die Hälfte aller Erkrankungen durch den Alkohol verursacht werde. Fast alle sind darin einig, daß viele dieser Krankheiten — insbesondere die vielfachen durch den Alkohol erworbenen Nervenleiden, von der leichtesten Nervosität bis zum ausgesprochenen Wahnsinn — in hohem Grade erblich sind. Wurde doch beispielsweise festgestellt, daß unter 300 blödsinnigen Kindern, deren Eltern in Bezug auf ihren Gesundheitszustand und ihre Lebensweise genau untersucht wurden, 145 von Eltern abstammten, die Gewohnheitstrinker waren! — Ebenso bekannt ist der Zusammenhang zwischen Trunksucht und Verbrechen. Die Kriminalrichter, Polizeibeamten und Gefängnisdirektoren in fast allen civilisierten Staaten sind darin einig, daß 70 bis 80 Prozent aller Verbrechen die Folge des Alkoholmißbrauches sind. Nach einer an 32837 Gefangenen in 120 Anstalten aus allen Teilen des Deutschen



Die Kapuziner müßten in ihren Predigten dem Schnaps-teufel eine Ehrliche links und eine rechts versehen.

Reiches angestellten Rählung werden von allen Morden 46 Prozent „im Zustande der Trunkenheit“ verübt. Beim Totschlag beträgt das Verhältnis 63 Prozent, bei der schweren Körperverletzung 74 Prozent, bei der leichten Körperverletzung 63 Prozent, beim Widerstand gegen die Staatsgewalt 76 Prozent, beim Hausfriedensbruch 54 Prozent, bei Verbrechen gegen die Sittlichkeit 77 Prozent. Es ist ferner bekannt,

daß in den meisten civilisirten Staaten der Welt 20—40 Prozent der männlichen Wahnsinnigen nach Urteil der Irrenärzte ihr fürchtbares Schicksal dem Alkohol zu danken haben.“

„So, jetzt wissen wir auch, um auf unsere frühere Unterhaltung zurückzukommen, daß nicht nur der Mangel an Religion schuld ist an der Zunahme der Verbrechen,“ meinte der „aufgeklärte“ Barbier Peter. „Davon reden wir vielleicht ein andermal noch ausführlicher,“ meinte der Hinkende, „nur ein s will ich noch anführen. In Nordamerika giebt es einige Staaten, in denen die Erzeugung und der Verkauf aller alkoholischen Getränke gesetzlich verboten ist. Und da hat man, nicht wie bei uns eine Zunahme, sondern eine auffallende Abnahme der Verbrechen beobachtet. Wenn der Herr Pfarrer, der da Euer Blättle schreibt, sein ganzes Heil von den Kapuzinern erwartet, so hätte auch ich nichts dagegen, sie ins Land zu lassen, jedoch unter der einen Bedingung: daß sie in jeder ihrer gefalzenen Predigten dem Schnapsteufel eine Ohrfeige links und eine rechts versetzen müßten, und schließlich noch einen Tritt auf den Allerwertesten. Das würde wirken, denn, wie gesagt, das Predigen verstehen sie aus dem ff. Doch es ist spät geworden und nach Hause ist noch ein weiter Weg.“

„Es ist schon angespannt, Hinkender,“ sagte der Löwenwirt, und die Löwenwirtin meinte nachdenklich: „Das mit dem Kaffee will ich mir einmal überlegen, ja, ich glaub', ich probier's einmal.“

„Bravo,“ lachte da der Hinkende, „Löwenwirtin, Ihr seid eine geschickte Frau; ich hab' es auch gar nicht anders von Euch erwartet. Dafür schicke ich Euch künftig auch alle Handwerksburschen, die mir in den Weg laufen.“ — „Um Gottes willen nicht,“ sagte die Löwenwirtin erschrocken, „es sind ihrer so schon mehr als genug, die uns heimsuchen. Ich werde ihnen nun Euer Standrede bei der Kaffeetasse wiederholen und ihnen wegen des Schnapsteufels ins Gewissen reden.“

„Ihr bringt sie doch im nächsten Kalender?“ fragten die Stammgäste aus dem Löwen, als der Hinkende das Chaisle bestieg. Der Hinkende versprach es ihnen noch im Davonsfahren. So, und da ist sie. — —

Wenn einer vergeßlich ist.

Aß der Schrosebur en arme Ma isch, fällt cha justement nieme sage. Er hett en alt Schwarzwälderhus und die sinn in viele Stücke kommoder as die neumodische Staitaserne. Im Summer gänn sie chüehli, im Winter warm, grad wie-n e rächtli Pelzchappe. 's Holz isch eba lei Leiter wie Stai und Ise, es löst Hix und Chälti nit dur, bleibt vollständig neutral.

Und eso-n e hummlig Hus hett, wie scho gsait, d'r Schrosebur, und was au no öbbis wert isch, er isch gar nüt druf schuldig. Und in de Ställe liege siebe Chüeh, vier Stiere, eine schöner as der ander, e

paar Chälbli, zwanzig Schof und zwei netti Mos, e Schimmel und e Ghohli, as me-n au im Stall an Himmel und Höll erinnert isch, wie d'r Schrosebur sait. In d'r Frau ihrem Departement grunge 12—14 Säu, und en Eber und zwei Moore sorge, as ihr Gschlecht nit usfirbt oder usg'mehget wird, denn vome selber g'storben isch no selten eni. As au d' Hühner nit fehle, verstoht si doch vome selber.



In der Frau ihrem Departement grunge 12—14 Säu.

Denn zuem Rude mache, muess me-n Eier ha, sunst werde sie doch e bizzele wässerig, und mit de Chräfte, wo sie derno gänn, isch's nit wit her.

D' Schrosebüri, „wat dem Schrosebur sine Frau sein thut,“ wie d' Bärliner sage, isch ganz e gattige Person. Sie hett e paar Backe, wie-n e Pfliser, wenn er blost; sie isch dick und stämmig und d' Arm sinn eso glatt, as au d'r g'schickicht Floh usschlipft, wenn er druf gumpft. Sunst isch sie die gueti Sünd selber. Wenn sie e Handwerksburscht übernacht hett, git sie em au no e Federechissi unter d'r Chopf, wenn sie en hinter d'r Dse lait. Denn sie meint, der Säg: „Ein gutes Gewissen ist ein gutes Ruhetissen,“ sei umg'kehrt au nit so übel. Wenigstens rimt sich's grad so guet. Neben allem dem isch d' Schrosebüri en eifachi Frau. 's Modischurnal macht ihre lei Chopfweh. Sie hett, wie me's vor allem scho gha hett, immer e Paar eso eifachi Bändelschüehli ohni Abjä, blau Strümpf, e rote Wattunterrod, drei Zoll dick, und obe drüber lit in zierlige Falte-n e grüne, as d' Hoffnig nit usgoht. Witer obe chumnt e schwarz Tschöbli und e Halsmantel mit fing'sticher Gold-

ornamentik, uf em Chopf sitzt e Chappe mit hand- breite Bändel und hinte vergoldet. Und wäge dem ha-n i unte bi de Schueh ang'fange, will's ufzue immer schöner und goldiger wird bi d'r Schrofes- büri.

Und uf ejo-n e Frau sott d'r Schrofesbur nit stolz si?! Nai, sie und 's Vieh, und d'r Libstiker, d'r Karli, und siini zwei Maideli, 's Mareili und 's Suseli, sinn em 's Liebst uf d'r Welt, wenn er nüchter isch! — I sag': wenn er nüchter isch; denn er isch au mengmol nit nüchter, und derno weist er nimmi, ob er d'r Bueb oder d'r Vatter isch, und macht Streich, sie sinn vo d'r G'scheitheit so wit e wäg, wie d'r Nordpol vom Fäldberg im Großher- zogtum Bade.



„Aber wo heisch 's Fuhrwerk?“ fragen Frau und Kinder.

So isch's au do letichthi gsi: d' Frau hett em de Morge, wo-n er mit Holz in d' Stadt g'fahren isch, d' Chüechlipfanne mitgä und g'sait, er soll sie zuem Spängler trage, af er e neue Bode dri mache chönn.

„Bring mer sie aber z'obe wieder heim,“ lait sie em no uf d' Seel, „sunst cha-n i morn nit chüechle, und mer hänn jo d'r Schnider, der isch d' Chüechli gern!“

D'r Schrofesbur fahit in d' Stadt, verchauft si Holz wie ein, wo Verstand hett, trait au d' Pfanne zuem Spängler, und will de sait, vorem viert z' obe chönn er d' Pfanne nit fertig mache, goht d'r Schrofes- bur ins Wirtshus und wartet. Und will me inere so-n e Wirtshast nit so troche hisite cha, trinkt er ei Vierteli ums ander. Z'obe-n um viert isch d' Pfanne g'macht und fertig gsi, aber au im Schrofes-

bur si Rusch. Er hett sich in de Hoor g'chraht und g'studiert, was er d'r Frau nur au bringe müeg. Aber wie-n er au grüblet und g'chraht hett, es isch em um alli Welt nit ig'falle. Endlig bringt d'r Spängler d' Pfanne selber und d'r Schrofesbur zahlt em no e Vierteli zue d'r Rechnig hi. Denn es isch em e Stai ab em Herz, sider af er die Pfanne hett. Dhn' sie wär' er nit gern heim. Er wär' e weng chüchlich empfangen worde. Denn so guet as d' Frau isch, wenn sie emol recht widrig wird, macht sie 's wie d' Wiber alli. Sie thut als scho bätzge, wenn er e Rusch heimbringt, und e Rusch und lei Pfanne, nai, das wär' 's reinst jüngst G'richt gsi. „Aber jeh,“ denkt er, „cha's jo nit fehle, die neu' Pfanne deckt d'r Rusch zue und drum trink' i no eis.“

Er trant noch eins, zwei, drei und mehr, „schließ- lich aber erinnert er sich seiner Pflicht;“ er nimmt d' Pfanne-n uf d' Achse und wanderet wohlgimuet heimezue.

„Do heisch di Pfanne!“ sagt er zur Frau, als er in seine Stube tritt, „i ha müesse lang warte druf, sunst wär' i ehnder heim cho.“

„Aber wo heisch 's Fuhrwerk?“ fragen Frau und Kinder.

„Jä so, bigotts!“ sagt d'r Schrofesbur, „des stoh jeh no im Bäre-n in d'r Stadt inn. Des ha-n i jeh vergesse wäge der chaibe Pfanne. We cha doch nit an alles uf eimol denke.“

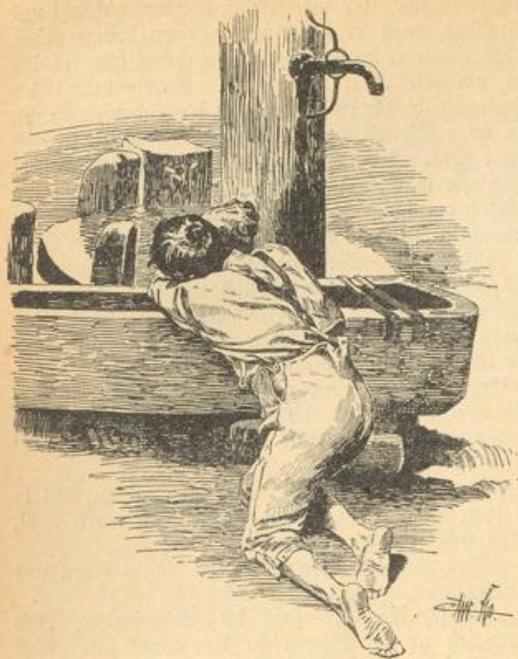
Und d' Schrofesbüri hett d' Händ z'sämmeg'lait und gege-n em Himmel g'luet, wie wenn sie dort öbbis sueche müegst! — —

Wenn ein guter Mensch stirbt.



ie Schafsbäuerin ist nur 37 Jahre alt geworden. Das ist eine kurze Spanne Zeit, aber für diese Bäuerin war sie lang genug, um das zu erwerben, was vielen anderen in 70 bis 80 Jahren, ja in noch

Kahner'scher Bote für 1902.



Am Brunnen aber kniet das Hirtenbüblein und gedenkt weinend der Bäuerin.

längerer Lebenszeit nicht gelingen will: die Schafbäuerin hatte die Liebe und Achtung all ihrer Mitmenschen genossen.

Jetzt liegt sie da auf der Bank. Ihre ehemals mit sanftem Rot angehauchten Wangen sind gelb-weiß; die blauen Augen, deren mildglänzende Strahlen so oft tröstend und versöhnend in die Tiefe bekümmertester Herzen sich tauchten, — sie sind starr und geschlossen; der Mund, der so warm gesprochen, so mild getönet, — er spricht nicht mehr, und die Hände, die so fleißig geschafft, von früh bis spät, in Haus und Feld, — sie sind mager und bleich und liegen gefaltet auf dem Herzen, das so treu und warm für andere geschlagen.



Stattliche Denkmäler stehen in Reih und Glied; nur der Schafbäuerin Grab ist ohne Denkmal.

„Die Schafbäuerin ist gestorben!“ so ging es wie ein Lauffeuer durch den großen, weitverstreuten Ort, und der Jammer des Schafhofes fand seinen mächtigen Widerhall in der ganzen Gemeinde; denn alle, ob klein oder groß, ob reich oder arm, wußten etwas Liebes und Gutes von dieser Frau zu erzählen.

Im Schafhof, am Brunnen, aber kniet das Hirtenbüblein und gedenkt weinend der Bäuerin; es denkt an den mütterlichen Schutz, den ihm die gute Bäuerin gegenüber den größeren Dienstboten gewährte, — es denkt an die vielen Mümpfeli Speck und an die zahlreichen Schüsseli voll Milch und Kaffee, die sie ihm in der Zwischenzeit gegeben, damit das Büble auch wachsen könne. Die Knechte haben Kummer, daß auf dem Schafhof nun alles anders, aber nichts besser werde, und erteilen der toten Frau das Lob der besten und tüchtigsten Bäuerin. Die Mägde aber halten die Schürze vor die Augen und können nicht genug erzählen, wie die gute Bäuerin so verständig und schonungsvoll mit ihnen gewesen sei bei Unwohlsein und in kranken Tagen, und wie sie für alle ihre Anliegen immer ein warmes Herz und ein seltenes Verständnis gehabt habe.

Der Mann, die noch ganz kleinen Kinder, das Hirtenbüblein, Knechte und Mägde, viele Glieder der Gemeinde stehen am Sarge und beten und weinen, und beides aus Herzensgrund und nicht nur, weil es so Mode ist.

Selbst die Besengret, was die Leichenbitterin ist, die doch sonst nur Krotodilstränen weint und das Maß ihres Beileids nach den zu erhoffenden Gaben und Spenden richtet, fällt laut schluchzend an diesem Sarge nieder und klagt aufrichtig: „O Sophie, Sophie, ich's denn möglich, aß du tot bist! O Sophie, wie mir an das athuet! Lieber zwanzig anderi aß du allei. O nai, i cha's nit biqrife, aß du tot bist!“

Des Bauern Schmerzjuschilbern, ist rein unmöglich. Der war, wie die Unterländer sagen, ganz weg. Er aß nicht mehr, er trank nicht mehr und schloß sich in seine Stube ein, und es sah ganz so

aus, als ob er sich hinterfinnen oder sonst was anstellen könnte. Erst, nachdem seine Schwiegermutter ihm den Standpunkt klar gemacht und ihn an seine Pflichten erinnerte, die nach dem Ableben seiner Frau doppelte seien, da nahm er wieder an den Geschäften teil, aber lange Zeit war er wie gedankenlos, wie geistesabwesend.

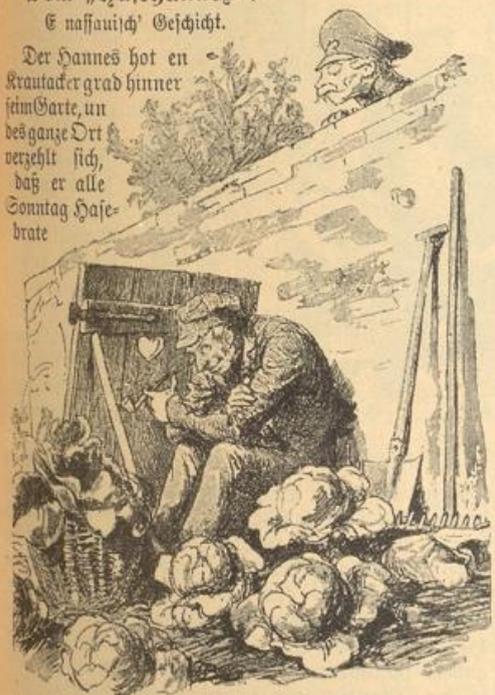
Die Zeit, die alle Wunden heilt, vermochte den Schmerz, den das Ableben der Schafbäuerin in so vielen Herzen zurückgelassen, zu mildern und zu lindern, nicht aber konnte sie den Dank und die Liebe verwischen, welche diese Bäuerin sich in so hohem Maße erworben. Auf dem Kirchhofe reihet sich Grab an Grab, und stattliche Denkmäler stehen in Reih und Glied; nur der Schafbäuerin Grab ist ohne Denkmal.

Alle Sonn- und Feiertage aber kann man viele Menschen gerade an diesem Grabe sehen, wie sie die Blumen begießen, welche zarte Liebe und warmer Dank gepflanzt haben. Der Bauer hatte ganz recht, wenn er dem Bildhauer, der ihn wegen eines Grabsteines befragte, zur Antwort gab: „Nei, e Stei loß i kein mache. Si brucht kei Denkmol. Sie hett eis do inne.“ — hierbei deutete er aufs Herz — „und do isch eis und dört isch eis,“ und hier wies er auf die Kinder, „und die ganz Omei bizügt's, wie sie gsi isch und wer sie gsi isch. Nei, die Liebi, wo über ihrem Grab wacht, will i mit keim Stei zuedecke!“

Vom „Hasehannes“.

Ein nassauisch' Geschicht.

Der Hannes hot en Krautacker grad hinner sein Garte, un des ganze Dri verzehlt sich, daß er alle Sonntag Hasebrate

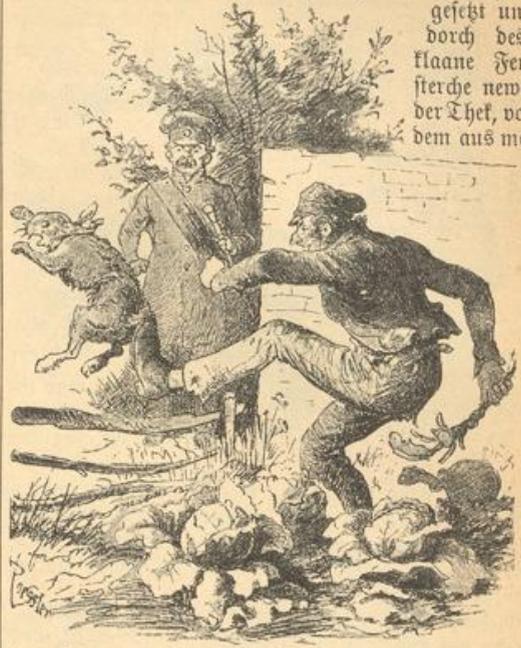


esse deht. Do is zulezt der Borjemaaster druff uffmerksam gemacht wore un der hot dem Ortsdiener

gesegt, er sollt emol uffbasse, der Hannes deht ganz gewiß uff sein Krautstück de Hase Schlinge lege.

Der Bolezeidiener hot sich aach ins Wertshaus

gesetzt un durch des klaane Fensterche newer der Thek, von dem aus mer



dem Hannes sein ganze Garte iwversich kann, de ganze Samstag mittag enausgelucht.

Gege Dwend sieht er aach, wie der Hannes aus dem Haus kimmt, sich ganz scheu iwverall umguckt un hinner die Mauer geht. Mei Bolezeidiener, nit faul, mecht sich uff un leeft de Berg nuff den Hannes noch, un wie er omwe is un iwver die Mauer guckt, sieht er 'n aach hinner eme ausgehentke Fensterlade in sein Krautstück uff der Lauer sitze.

Der Hannes hot amwer de Bolezeidiener, der korzatmig is, de Berg eruff schnause höre, un hot aach gehört, wie's an der Mauer getraspelt hot un dann still wore is. Er bleibt mäuschestill sitze und dentt: „Daß du nor uff, du host mich doch noch nit!“ Do will der Deiwel, daß grad in dem Aageblick en Has in die Schling leeft un quietscht un zawwelt, daß merich wer waas wie weit hört. Der Hannes springt hin, macht en los un behägt de Has mit eme Krautstorzel, was er kann, un in dem Aageblick, wie der Ortsdiener um die Eck erum kimmt un en abfasse will, giebt er dem Has noch en Dritt, daß er iwver de Zaun fliegt, sich uffreppelt un leeft, was er laafe kann. Der Hannes amwer werft en den Krautstorzel noch noch un ruft: „So, du Dos, du kimmst mer aach nit widder, so mach' ich's mit alle Hase, die an mei Kraut gehn. Si, gu'n Dwend, Herr Bolezeidiener!“

Aur die dem Staat am treuesten dienen,
Die sind allein die bessern Bienen.

Gellert.

5*

Das Sündengeld.



Tobias Kranach war ein stiller, nachdenklicher Mensch. Er ging nur selten ins Wirtshaus,

wenn er vom Bau kam, wie es dann die andern Maurer thaten; er liebte überhaupt keine lärmende Lustigkeit, und von all den hübschen, flinken Mädchen, die in seiner Vaterstadt Rainberg zu finden waren,

konnte sich keines rühmen, ihm mehr als Höflichkeit abgewonnen zu haben. Viele verlachten ihn und nannten ihn einen Sonderling. Aber was die andern an ihm auszufehen fanden, das stach der Wäscherin Elise Tuzinger gerade in die Augen, und nach langem versteckten Werben sprachen sich die beiden endlich aus. Das aber ist gewiß, daß

den Maurer Kranach im entscheidenden Augenblick der Mut zur Werbung verlassen haben würde, wenn ihm die kreuzbrave Tuzingerin nicht ein wenig draufgeholfen hätte. Sie durfte sich das schon erlauben, ohne an ihrer Mädchenwürde einzubüßen; denn sie galt allgemein für eine gute Partie, der es auf keine „Versorgung“ anzukommen brauchte. Bargeld besaß die Wäscherin Elise freilich auch nicht; aber sie verfügte über ein Paar fester, nie rastender und außerordentlich geschickter Hände, und ihre Kundschafft war in stetem Steigen begriffen.

Kurz vor Weihnachten hatten sie sich miteinander verlobt, und bald nach Ostern gedachten sie zu heiraten. Nach Feierabend gingen sie Arm in Arm oder Hand in Hand am Ufer des Lech spazieren, der seine starken Bogen unterhalb des Städtchens Rainberg mit der Donau vereinigt. Sie malten sich ihr Glück in sonnig n Farben aus, und Tobias, der doch sonst — als gelernter Maurer — auf einen soliden Grundstein hielt, baute immer ein Lustschloß nach dem andern auf.

Vom ersten April ab stand ihnen die neugemietete Wohnung, die aus Stube, Küche und Flur bestand, zur Verfügung. Die Tuzingerin, armer Leute Kind, bekam von ihrer Tante, bei der sie bisher gewohnt hatte, Betten und Leibwäsche, auch ein Paar Gardinen und etwas Küchengeräth mit, — aber von der spärlichen Möbelausrüstung der Tante wanderte nichts in die neue Wohnung; denn bald genug stellte sich ein Unterhändler ein, der ihnen eine bescheidene Möbelausstattung gegen geringe wöchentliche Abschaltungen vermittelte. Beim Anblick all der Herrlichkeiten im Möbelmagazin verging den jungen Leuten für eine kleine Weile das Rechnen, und als sie sich auf dem Standesamt aubieten ließen, hatten sie schon einen ziemlichen Posten Schulden. Aber, lieber Gott, waren sie nicht beide jung und gesund, und

arbeitsam?

Auf dem Bau wurden dem Tobias Kranach deutliche Anspielungen gemacht, daß es üblich sei, sich an einem lustigen Abend vom Junggefellensleben zu verabschieden. Die Anspielungen wurden immer kräftiger. Besonders einer, ein Steinträger Namens Horst, ließ nicht locker, in den Genossen zu dringen: er müsse „etwas



Tobias hatte eine Bierstertonne Bier auslegen lassen.

springen lassen“. Diese notgedrungene Ausgabe kam dem armen Tobias sehr ungelegen. Er hatte redlich sparen müssen, um gemeinsam mit seiner Braut die erste Teilzahlung für die Möbel leisten zu können; nun wollte er sich auch mit neuen Sonntagsstiefeln, etwas Wäsche, einem Bratenrock und einem neuen Hut ausrüsten. Da hieß es also, auf das eine oder andere zugunsten der Kameradschafft verzichten.

Am Montag vor seiner Hochzeit, die auf den Sonntag anberaumt war, fanden sich die Genossen vom Bau in einer Wirtshast außerhalb der Stadt

zusammen. Tobias hatte eine Vierteltonne Bier auflegen lassen, dazu eine Flasche Kirchwasser, auch etwas Speck und Käse und Brot.

Man feierte den freigebigen Bräutigam, den man bis dahin aufgezo-gen und gehänselt hatte, wo immer man seiner habhaft geworden war, und das Ende vom Lied war, daß sich die Mehrzahl einen Rausch antrank. Der Wüfeste einer war Horst, der Nächteste blieb Kranach. Als es auf Mitternacht ging, bekam aber auch Tobias einen heißen Kopf; doch hatte er noch immer Besinnung genug, um sich gegen die immer wieder erneuten „Anzapfungen“ taub zu stellen. Es schlug von der Bahnhofuhr ein Uhr, als Tobias sich machte auf den Heimweg machte.

Niemand hatte ihn fortgehen sehen außer Horst. Der schlich ihm nach, in der Absicht, einen „Freundschaftspump“ bei ihm anzulegen. Horst verdiente sehr viel, verbrauchte seinen ganzen Verdienst aber stets für das, was seiner Kehle und seinem Magen zu gute kam, und war nie bei Kasse.

Leise kam der Steinträger hinter dem Genossen her. Nicht am Bahnhof holte er ihn ein. Tobias erschrak, als er so plötzlich den Zechkumpen aus dem Dunkel der Allee auftauchen sah. Er hatte sich gerade gebückt, um einen im Lichtschein der Laterne auf dem Pflaster liegenden Gegenstand aufzuheben, ließ ihn vor Schreck aber wieder fallen.

„O, Kranach, was suchst du denn dort am Boden? . . . Und warum bist du den andern davon-gelaufen? . . . Es war gerade so gemüthlich geworden!“

„Morgen ist Arbeitstag! Du weißt, Horst, was ich Ende der Woche vorhabe. Soll ich sie gleich mit Faulenzen beginnen? Nein, Anfang schlecht, alles schlecht!“

„Du bist doch wirklich ein Duckmäuser, Tobias. Die andern haben schon recht. Komm doch zurück, auf eine Seidelänge, Tobias! So jung kommen wir nicht wieder zusammen!“

Der Maurer schüttelte den Kopf und wich nicht von der Stelle.

Nun kam Horst neugierig näher. „Zum Henker, was verbirgst du mir nur da unter deinem Stiefel? . . . Du, das ist doch eine Cigarrentasche?“

Tobias hob den Gegenstand wieder auf und hielt ihn in den Lichtkreis der Laterne. „Eine Briestafche ist's.“

„Mit Inhalt?“ fragte der Steinträger überrascht. Horst schüttelte die Ledertasche; man hörte Goldstücke aneinander klirren. „Was thun? Der Bahnhof ist zu — oder, was meinst du, soll ich das Stück nach der Polizei tragen?“

„Erst sieh doch nach, ob der Name des Besitzers nicht darin zu finden ist!“

„Ach nein, ich möchte die Tasche hier nicht öffnen. Es könnte etwas herausfallen und bei dem schwachen Licht ist schlecht suchen.“

„Langweiliger Peter!“ schalt Horst ärgerlich. „So komm dort hinüber in den Wirtsgarten!“

„Nein, auf keinen Fall!“ so wehrte sich der Maurer.

„Du hast auch kein bißchen Kameradschaftlichkeit am Leibe! Und geizig bist du dazu! Wenn ich dir nun sage: ich will auf das Wohl deiner Braut einen Schoppen trinken, so wirst du fünf Tage vor der Hochzeit die Hand auf der Tasche halten?“

So quälte er den armen Tobias, bis dieser — nur um des lieben Friedens willen — dem Genossen folgte.

In dem sonst leeren Wirtsgarten untersuchte der Maurer die Briestafche. In dem einen Fach lagen vier Doppelkronen, in dem andern aber etliche Papiere, Quittungen, Berechnungen und Bestellzettel, bündelweise mit Gummibändern zusammengeknüpft. Der rechtmäßige Eigentümer war so ohne weiteres nicht festzustellen.

„Du, da hast du einen guten Fund gemacht!“ sagte der Steinträger, während es in seinem Antlitz aufleuchtete. „Der zehnte Teil ist Funderlohn!“

„Das hängt doch wohl noch davon ab, ob der Besitzer ein vornehmer Mann ist oder ein armer Teufel?“

„Wo denkst du hin, Tobias! Funderlohn ist etwas Gefekliches — ja, ebenso, wie man z. B. seine Steuern bezahlen muß!“

Tobias schmunzelte. „Das wäre ein guter Zuschuß für die Hochzeit!“

Horst lachte. „Und doch wohl auch ein Grund, noch einen Schoppen zu trinken, wie?“

Der Maurer war nach einigem Zögern einverstanden. „Aber du mußt dafür auch morgen mit zur Polizei gehen, damit du sagst, daß alles seine Richtigkeit hat.“ Tobias war in derlei Dingen sehr unersfahren und Horst belustigte dies. Vorsichtig packte der Maurer das Fundstück in sein rotes Sack-tuch und barg es auf der Brust. Er wollte nun endlich zahlen und heimgehen.

Ein jäher Schreck malte sich in seinen Zügen, als er in die Tasche fuhr. Er vermiste seinen Geldbeutel.

„Ist er verloren? Hat man mir ihn gestohlen? Herr Jesus, was fang' ich mir an? Horst, hast du keine Ahnung? Haben sich die vom Bau vielleicht einen Spaß erlaubt? Rede doch! Ach, ich bin ja wie vor den Kopf geschlagen!“

Horst bedauerte ihn. „Wieviel war denn drin?“ „Siebenunddreißig Mark und vierzig Pfennig! Ich hab' noch einmal nachgezählt, als ich dem Wirt bezahlte!“

„Da bist du ja ein klogig reicher Mann!“ lachte Horst. „Na, beruhige dich nur, was verloren ist, wird auch gefunden. Der da —“ er wies nach der Stelle, wo Tobias die Briestafche barg — „hat noch eher Ursache, ängstlich zu sein, wo sich's um das Doppelte handelt!“

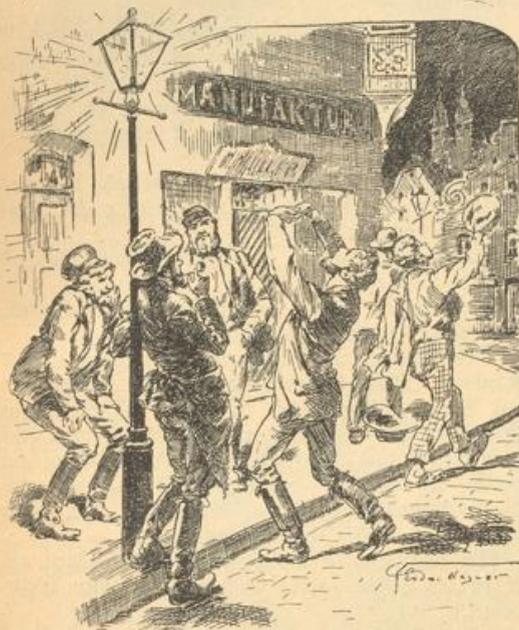
Tobias wollte sofort nach der Wirtschaft zurück. „Leg die Zecher hier aus, Horst! Ich hab' dich eingeladen und will den Betrag auch bezahlen. Ich geb' dir das Geld zurück, sobald ich meinen Beutel wieder habe!“

Horst zuckte die Achsel. „Ich hab' nichts.“

"Aber vorgestern war doch Lohntag, Gustav!"
 Der Steinträger blinzelte ihm listig mit den Augen zu. "Aber gestern war Sonntag, verstehst du!"
 Tobias hatte noch nie Zechschulden gehabt. Er schämte sich vor der Kellnerin. "Sie wird es vielleicht nicht einmal glauben wollen, daß ich, als ich bestellte, nicht wußte, was für ein Unglück mir widerfahren ist."

"So sei doch nicht kindisch! Du hast doch die Brieftasche von dem Fremden. Dort nimm das Geld einstweilen heraus, wenn du vor den Wirtsleuten so genierlich bist."

"Um Gottes willen — fremdes Eigentum anrühren?"



Man verlachte ihn und ließ ihn stehen.

"Fremdes Eigentum, hahahaha! Hab' ich dir nicht gesagt, daß du den zehnten Teil beanspruchen darfst als Hinderlohn?"

"Nein, ich getraue mich nicht!"

"Du bist ein Hasenfuß. Lieber willst du also, daß man uns als Zechpreller an die Luft setzt!"

Tobias war außer sich. Die späte Stunde, das lange Trinken, der Fund, der Schreck über die grausame Entdeckung seines Verlustes — alles wirkte zusammen, um ihm die klare Besinnung zu rauben. Auch duldete es ihn hier nicht länger; die Begierde, etwas über den Verbleib seines Eigentums zu erfahren, trieb ihn nach der andern Wirtschaft zurück. Horst bearbeitete ihn fortgesetzt und ließ ihm keine Ruhe.

Schweren Herzens holte Tobias endlich die Brieftasche wieder hervor, öffnete sie und entnahm ihr ein Goldstück. "Kellnerin! Ich will zahlen!" rief er erregt.

Das verschlafene Mädchen machte große Augen, als es das Goldstück sah. "Das kann ich nicht wechseln, da müßt' ich erst den Herrn wecken."

Es blieb nichts anderes übrig. Tobias wartete ungeduldig auf die Rückkehr der Kellnerin. Er hörte aus einiger Entfernung näherkommenden Gesang und erkannte die Stimmen seiner Genossen vom Bau. Sie bogen jetzt anscheinend in eine Seitenstraße ein, und Tobias, der sie nach seinem Geldbeutel fragen wollte, rief dem Steinträger fast atemlos zu: "Gustav, sag dem Mädchen, ich käme im Augenblick zurück! Ich höre dort den Dieter und den langen Karl."

Im Nu war er hinter den Genossen her. Eine namenlose Angst hatte sich seiner bemächtigt. Die Thränen schossen ihm in die Augen, als er ihnen sein Unglück schilderte. Und als man ihn nun hart anfuhr, in seiner Frage ein gewisses Mißtrauen erkennen wollte — die wüsten Gefellen waren ohne Ausnahme bezechet, — da rang er die Hände und gebärdete sich wie ein Verzweifelter.

Man verlachte ihn und ließ ihn stehen. Den armen Tobias packte nun ein heftiger Groll an. Er erwünschte seine Gutmütigkeit, drohte hinter den selbstsüchtigen Gefellen mit der Faust; ganz ratlos begab er sich nach der Wirtschaft am Bahnhof zurück; aber da erwartete ihn ein neues Unheil: die Wirtschaft war verschlossen und auf all sein Rufen und Pochen meldete sich niemand. Auch von Horst war weit und breit nichts zu sehen. Sollte der Steinträger das Geld für ihn in Empfang genommen haben? Tobias, von neuer Angst erfaßt, rannte die Straße entlang. Er rief nach dem Genossen, — immer heiserer, immer verzweifelter klang seine Stimme. Niemand antwortete.

Tobias hatte nicht die Ueberwindung, seine Lagerstätte aufzuzuchen. Er kehrte gequält und fassungslos wieder nach dem Bahnhofs zurück; dann begab er sich nach dem Hause in der Vorstadt, in dem er den Steinträger wohnen wußte. Er klopfte den Schlafkameraden seines Genossen heraus und fragte ihn nach dem letzteren. Aergersch war dem Maurer der Bescheid gegeben, daß Gustav Horst überhaupt noch nicht nach Hause gekommen sei.

Nun hielt Tobias Wache vor dem Hause. Es schlug vier, es schlug fünf Uhr: Horst kam nicht.

Die Handwerker gingen zur Arbeit. Tobias schleppte sich nach Hause, hielt seinen Kopf unter die Brunnenröhre, wusch sich, that seine Arbeitskleidung an und begab sich zum Bau.

Nur die wenigsten arbeiteten; die Mehrzahl war, zum Aerger des Poliers, nicht gekommen, auch Horst nicht.

Einen qualvollen Tag durchlebte Tobias Kranach — und abends brachte er es gar nicht übers Herz, sich seiner Braut zu zeigen. Trotz aller Müdigkeit begab er sich wieder auf die Suche. Der Wirt, in dessen Schenke gestern abend das Gelage stattgefunden hatte, war ein proziger, ungehobelter Gefelle. Er wußte nichts von Kranachs Geldbeutel; schließlich kam er dem unglücklichen Maurer noch grob. Tobias

ging nun nach der Wirtschaft am Bahnhof. Die Kellnerin war bestürzt, daß der Steinträger nicht der Besitzer des Goldstücks gewesen war. Sie hatte die beiden Männer nicht so genau unterschieden und dem Zurückgebliebenen ahnungslos den Rest des Geldes ausgehändigt.

Als Tobias abermals das Haus des Steinträgers aufsuchte, war Horst zwar daheim, aber in einem grauwollen Zustand. Er hatte das ganze Geld vertrunken und verspielt und war schließlich in eine wüste Kauferei geraten.

Voll Abscheu wandte sich Kranach von dem Burgesen ab.

Schlimmer hätte es gar nicht kommen können. Nicht allein, daß Tobias nun selbst ganz mittellos war — und zwar so kurz vor der Hochzeit — er konnte auch den unglückseligen Fund nicht zurückgeben.

Er wagte weder das eine noch das andere seiner in seligem Glück schwelgenden Braut mitzuteilen. Zum erstenmal vermochte er ihr nicht frank und frei ins Auge zu schauen. Bei ihrem herzigen, munteren Geplauder ward's ihm wund und weh ums Herz. Leichenblaß aber wurde er, als ihm die Zubringerin vorschlug, am andern Abend die letzten Einkäufe zu besorgen.

Bevor er am nächsten Morgen zum Bau ging, suchte er den Steinträger auf. Der hatte noch immer ein geschwollenes Auge; auch war sein Fuß beschädigt, so daß er keine Arbeit zu thun vermochte.

„Du, Gustav, wo ist das Geld, das dir die Kellnerin gegeben hat? Ich habe heut' abend in der Stadt zu thun und will die Brieftasche zur Polizeistation tragen.“

„Was hast du in der Stadt zu thun?“ erwiderte der Steinträger und gähnte dazu.

„Ich will vom Meister einen Vorschuß erbitten und Einkäufe besorgen!“

„Hahahaha, der Meister — und Vorschuß geben! Da mach' dir keine Hoffnung! Grad' vorhin war der lange Karl bei mir. Den hat er auch vor die Thüre gesetzt!“

„Aber es handelt sich bei mir doch um meine Hochzeit!“

„Nun, und bei dem um Kindtaufe.“ Er lachte höhnisch.

„Gustav, aber das eine sag' ich dir: da du das Goldstück verjubelt hast, so wirst du schnell dafür sorgen, daß du wieder gesund wirst und arbeiten kannst. Denn lange gedulde ich mich nicht. Es war nicht mein Geld, das du dir da angeeignet hast, sondern fremdes — du weißt es wohl.“

„Meinst du, ich hätte nicht auch sonst noch Schulden? — Und die wollen zuerst bezahlt sein. Dann kommst du daran. Zum Leben aber muß der Mensch auch haben, wenn er so schwere Arbeit thut wie ich. Am zweiten oder dritten Lohntag gebe ich dir das Geld zurück; aber eher nicht!“

„Gustav!“ Der unglückliche Kranach schrie es ganz entsezt.

„Nimm dich zusammen, daß man dich nicht hört! Wenn es jetzt herauskommt, werden wir beide gefaßt!“

„Was für eine Schuld willst du nun plötzlich mir in die Schuhe schieben? Gustav, das ist schlecht von dir!“

„Ach, laß mich ungeschoren. Du weißt sehr gut, daß du das Goldstück nicht hättest wechseln dürfen!“

„So? Aber du sagtest doch selbst, daß ich den Funderlohn . . .“

„Bist du nicht auch ein ausgewachsener Mensch? Was kümmert sich das Gericht darum, was ich gesagt habe!“

Tobias sah ihn bestürzt an. „Das — Gericht, sagst du?“

„Nun ja! Laß um's Himmels willen nichts von dem Fund verlauten. In vierzehn Tagen lieferst du dann den ganzen Betrag ordnungsmäßig ab — und der Verlierer wird noch immer dankbar genug sein!“

„Ach Gustav — sieh, ich hab' aber doch so große Angst!“

„Weil du ein feiger Tropf bist! Statt daß du dich freust, nun selbst dadurch aus allen Sorgen zu sein!“

„Ich? Wie — meinst du das?“

„Nun, wenn du die Tasche heute doch nicht abgeben kannst, sondern noch vierzehn Tage damit warten mußt — dann kannst du dir doch gleichfalls ein Darlehen daraus nehmen, verstehst du?“

„Aber das wäre ja kein Darlehen — das wäre . . . Veruntreuung!“

„So — wenn du in vierzehn Tagen das Geld wieder hineinhust? Du Narr! Als ob das nicht daselbe wäre, wie wenn du einen Vorschuß vom Meister bekommst! Aber thu, was du willst. Nur das merke dir: wenn du mir vor dem zweiten Lohntag auch nur mit einem Wort wieder in den Ohren liegst, so kriegst du überhaupt nichts von mir heraus!“

Tobias ging. Er hatte den gestrigen Tag sich nur von Schwarzbrot genährt. Die anstrengende Arbeit, die vielen nutzlosen Gänge, die fieberhafte Erregung — alles wirkte zusammen, um ihn matt und wehrlos zu machen. Die schüchterne Bitte um einen Vorschuß wurde ihm vom Meister rundweg abgeschlagen. Der Meister hatte in der letzten Zeit gar manche trübe Erfahrung gesammelt. Als die Stunde heranrückte, in der sich Tobias mit Elise treffen sollte, schlich er nach seiner Schlafstelle, holte die Brieftasche hervor und überlegte zum hundertsten und tausendsten Male: was beginnen?

Der erste Schritt vom rechten Wege war gethan. Sollte er umkehren, seiner Braut sein Mißgeschick klagen?

Aber wie er Elise und ihren streng rechtlichen Charakter kannte, würde sie gewiß, um den fehlenden Betrag zu ersetzen, ihre eigenen kleinen Varmittel angreifen, die sie für die Hochzeitsfeier gespart hatte. Dann aber mußte der Tag der Heirat hinausgeschoben werden.

Tobias war das Weinen nahe. Immer klang ihm

der Vorschlag des Steinträgers in den Ohren. Es galt ja nur, ein Darlehen zu nehmen, — in vierzehn Tagen war alles geordnet. Ach, er wollte ja so fleißig und sparsam sein, Ueberstunden machen, wenn er nur jetzt seiner Braut nicht das Gräßliche einzugestehen brauchte.

Klopfenden Herzens entnahm er der Briestafche zwei weitere Goldstücke. Seine Hand zitterte dabei. Menglich hüllte er das Fundstück dann wieder in das Tuch und barg es an der alten Stelle.

Am Abend zwang er sich zu einem munteren, harmlosen Ton. Elise bestand trotz seines Sträubens darauf, daß er sich die nötigen Kleidungsstücke in dauerhafter Qualität anschaffte. Die kleinen Reichtümer trugen sie dann nach der neuen Wohnung, in der die Möbel bereits aufgestellt waren. Die Tante der Tugingerin war dort; sie hatte die Betten bezogen und Gardinen aufgesteckt. Elise war ausgelassen und überglücklich. Sie tanzte durch das gemüthliche Heim, sang und lachte, freute sich wie ein Kind und umarmte bald den Bräutigam, bald die gutmüthige alte Tante.

Tobias schnitt ihre Freude ins Herz. Er kam sich ihr gegenüber schlecht vor. Am liebsten wäre er vor ihr in die Knie gesunken, ihr alles, alles beichtend. Aber es erschien ihm dann wieder grausam, ihre unschuldige, harmlose Glückseligkeit zu zerstören.

Als Elise mit der Tante gegangen war, lief Tobias noch lange in quälenden Zweifeln, voll schrecklicher Selbstanklagen, auf und nieder. Plötzlich packte ihn die Wut und er schleuderte den unseligen Fund, der ihm auf dem Herzen brannte, von sich. Finster starrte er die Tasche dann an. Er rechnete und rechnete, sann und grübelte.

Seufzend riß er sich aus dem trüben Sinnen endlich los. Er nahm die Tasche vom Boden wieder auf und that sie hinter den Schrank an eine dunkle Stelle.

Die Ruhe hatte ihn dauernd verlassen. Er fand sie auch bis zur Hochzeit nicht wieder. Elise war untröstlich, daß er sich so unfrei und gedrückt zeigte bei der bescheidenen kleinen Feier. Sie fürchtete, daß er krank sei; denn in der Kirche, bei der stimmungsvollen Predigt, die der alte Pfarrer hielt, zuckte er einigemal wie in einem Fieberschauer zusammen, und beim Vaterunser brach er in ein laut vernehmbares Schluchzen aus.

Die Mädchen und jungen Burschen, die in der Kirche saßen, kicherten darüber.

Die Weichmüthigkeit des jungen Ehemannes schwand in dem Glück der kommenden Tage. Elise zeigte als junge Frau ein lachendes Gesicht, sie entwickelte so liebenswürdige Hausfraueneigenschaften, daß sich Tobias undankbar gegen die unendliche Liebe seines kleinen Weibes vorgekommen wäre, wenn er noch länger trüben Stimmungen Raum gegönnt hätte.

Am Mittwoch morgen aber schon regte sich in Elise der praktische Sinn wieder. Sie bestand darauf, daß sie beide an die Arbeit gingen. Das Ausrichten

der Hochzeit hatte mehr gekostet, als sie veranschlagt hatten. Und Ende der Woche mußte der Möbeldändler seine Teilzahlung erhalten.

Schmer fielen dem jungen Ehemanne die Geldsorgen wieder aufs Herz.

Fleißige Werttage folgten nun. Tobias gab keinen Pfennig für Erfrischungen bei der Arbeit aus; dennoch war dasjenige, was er heimlich ersparte, nichts gegen die für ihn große Summe, die er einzubringen hatte.

Der zweite Lohntag rückte näher. Tobias hatte mit Horst kein Wort mehr auf dem Bau gewechselt, der Steinträger war ihm ausgewichen, als er endlich wieder die Arbeit aufnahm.

Am Freitag aber kam Horst hinter dem Maurer, der zu seinem Weibe heimkehren wollte, her, sagte ihm, er müsse ihn dringlich sprechen, und führte ihn von der Straße fort. In seinem Antlit lag ein Frohlocken, das den Maurer zittern machte.

Wie steht's nun, Tobias, hast du das Geld noch beisammen? Es soll ja lustig hergegangen sein bei deiner Hochzeit! Schade, daß ich damals noch krank war. Hatte ich mich freilich nicht einmal eingeladen!"

"Bringst du mir das Geld?" fragte Tobias zögernd.

"Das ist eine andere Sache. Was sind mir zwanzig Mark, — die wären schnell gepumpt, wenn sie nötig wären! Ich bin jetzt Kapitalist!"

Tobias sah ihn groß und scheu an. Er fürchtete sich vor der widerwärtigen Lustigkeit des Gesellen.

"Sieh mal, so schaut einer aus, der tausend Mark zu erwarten hat! Na, was schneidest du für Ormassen? Glaubst, ich lüge dir was vor?"

Der Maurer wußte noch immer nicht, wie er sich die seltsame Rede deuten sollte.

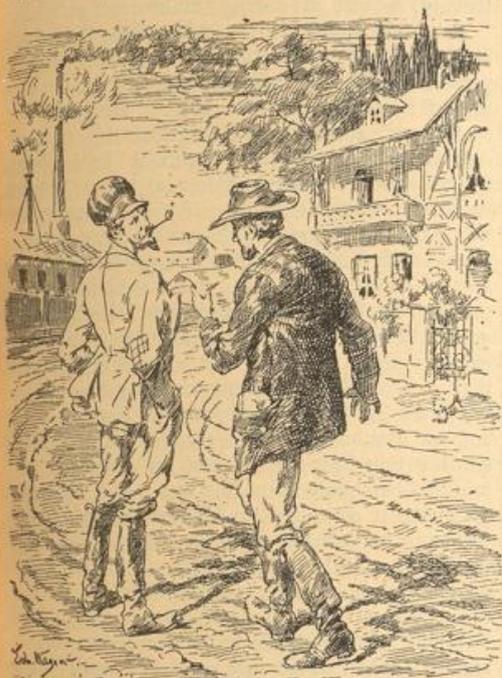
Da zog der Steinträger ein abgegriffenes Zeitungsblatt aus der Tasche: "Kannst du lesen, Tobias Kranach? Da ist eine Belohnung ausgesetzt für denjenigen, der über den Verbleib einer mutmaßlich entwendeten Briestafche Auskunft zu geben vermag. Denk nur: tausend Mark Belohnung! Die Beschreibung paßt genau auf unsern Fund! Nur daß unter den Papieren, die dem Besitzer noch wichtiger zu sein scheinen als das Geld, sich noch fünftausend Mark in Banknoten befinden müssen!"

Tobias las den Aufruf; die Buchstaben tanzten vor seinen Blicken. "Jesus, Maria, Joseph!" kam es dann von seinen Leichenblaffen zitternden Lippen.

"Diese tausend Mark," fuhr der Steinträger kaltblütig fort, "werde ich mir verdienen!"

Dem Maurer wankten die Knie; es fehlte nicht viel, so wäre er vor dem Genossen zu Boden gestürzt. "Heilige Barmherzigkeit! Gustav — du willst mich anzeigen? Gustav, hab doch Erbarmen, du warst doch selbst daran schuld, daß ich das Geld noch nicht abgeliefert habe. Nein, so schlecht kannst du nicht sein! Ach, bedenke doch — mein Weib, mein armes Weib! Was würde Elise dazu sagen? . . . Herr Jesus, ich glaube, sie würde mich gar nicht mehr ansehen!"

„Ja, lieber Freund, da hilft nun kein Lippenzucken mehr, es muß gepfiffen sein. Zeige ich dich an, so bekomme ich meine tausend Mark, und du wanderst wegen Fundunterschlagung für zwei bis drei Monate ins Gefängnis. Dann wird aber deine hochmütige Frau Elise, die mich immer über die Achsel angesehen hat, weil ich einmal wegen einer Schlägerei sechs Wochen sitzen mußte, ganz gewiß nichts mehr von dir wissen wollen!“



Tobias laß den Aufruf.

Tobias schwanden die Sinne. Noch immer glaubte er es aber nicht, daß er wirklich im Besitz der richtigen Brieftasche sei. Auf all seine Reden hatte der Steinträger nur ein höhnisches Achselzucken. Unerbittlich bestand er darauf, daß Kranach ihm die Brieftasche zeige und zwar heute abend noch.

Tobias mußte daheim lügen und sich verstellen, eine richtige verlogene Komödie seinem nichts ahnenden jungen Weib vorspielen, um sich noch einmal entfernen zu können. Horst lauerte vor dem Hause auf ihn und hieß ihn mit vor die Stadt kommen, zu den römischen Ruinen. Tobias wagte es erst hier, in der Abgeschiedenheit, das verderbliche Fundstück genauer zu durchsuchen.

Mit gierigen Blicken musterte Horst den Inhalt. Ja, es hatte seine Wichtigkeit mit seiner Mutmaßung. Er entriß dem Genossen, noch ehe dieser es wehren konnte, mit zitternder Hand eine Anzahl Scheine, die der Maurer entfaltet auf dem Schoß gehalten hatte, und rief: „So, mein Junge, nun will ich dir etwas sagen. Wie du nicht leugnen wirst, hast du dein Fundstück schon tapfer wahrgenommen, denn zwei von den

Goldföcher fehlen! Ich will aber dein Unglück nicht und werde von einer Anzeige absehen. Hier hab' ich zwölf — dreizehn —“ er machte den Zeigefinger naß und zählte die schmutzigen Geldscheine — „siebzehn von den blauen Bildern in Händen! Ich könnte die Hälfte der ganzen Summe verlangen, aber ich bin kein Spielverberber! Du sollst nicht leer ausgehen für deine Angst, du Jammerhahn! Fang nun mit dem Reste an, was du willst. Ich weiß, was ich thu! Ich gehe aus der Stadt fort, auch aus dem Bayernland! Will's 'mal in Berlin versuchen. Dort sollen sie hohe Löhne zahlen. Und wenn du kein Thor bist, so packst du dein Känzel gleichfalls!“

Tobias war aufgefahren, die Geldscheine und die übrigen Papiere und Zettel flatterten zur Erde, taumelnd wankte er auf den Steinträger zu. „Um Christi Barmherzigkeit, Gustav, das — das — das ist dein Ernst? Und du sinkst nicht in die Erde? Herr mein Gott, ja, ist denn das Wahrheit? Träum' ich, wach' ich?“ Er machte einen mitteleiderregenden Eindruck; er zitterte am ganzen Leib, seine Augen waren weit aus den Höhlen hervorgetreten.

Der Steinträger stieß ihn rauh zurück. Die Geldgier und die satanische Freude leuchtete aus seinen wilden Blicken. „Rühr mich nicht an, Bursche, sonst . . . Du kennst mich!“ Er preßte einen häßlichen Fluch zwischen den Zähnen hervor, barg mit tastenden Händen die Scheine in seinem Wams, dann drückte er sich den breitkrämpigen Hut tiefer in den Nacken und ging pfeifend von dannen.

Tobias versagten die Füße den Dienst. Er erhob die Arme, als wolle er den Enteilenden festhalten, keuchend hob und senkte sich seine Brust. „Gustav!“ kam es kreischend aus seinem Mund. „Gustav!! . . . Herr Gott im Himmel, hilf mir . . .“

Er brach zusammen, kraftlos, überwältigt. Im Fall schlug seine Stirn gegen einen Stein und er blieb liegen — bewusstlos, wie zerschmettert.

Das war eine trübe Nacht gewesen, die die Frau Elise durchlebte. Lang nach Mitternacht war ihr junger Ehemann erst heimgekommen, blutend, bestaubt, verweint und hilflos wie in greulicher Trunkenheit. Ein Kältegefühl griff der jungen Frau ans Herz, und von Stund an war es mit dem Glück der Flitterwochen vorbei. Es war etwas Fremdes, Dumpfes, Frostiges zwischen die jungen Eheleute getreten. Frau Elise sang und lachte nicht mehr und Tobias schlich finster umher. Seine Arbeit verrichtete er schweigend und mürrisch, er schloß sich mehr und mehr gegen die Außenwelt ab; des Nachts aber fuhr er oft stöhnend aus schweren Träumen empor und saß dann wie ein Häuflein Elend auf der Lagerstatt.

Endlich erbarmte sich die junge Frau seiner. Sie glaubte, daß ihre Kälte es sei, an der er litt. Sie erfaßte seine Hand und fragte ihn in milbem Ton nach seinem Kummer. Tobias erschrak darüber, daß er beobachtet worden war; er wurde heftig gegen

sein Weib. Und von jetzt an lebten sie fremd nebeneinander hin.

Es wurde Sommer, und Mißhelligkeiten mit dem Bauherrn veranlaßten einige standalsüchtige Wortführer, die Arbeit niederzulegen. Es kam zu einem großen Maurerstreik, und auch Tobias wurde gezwungen, daran teilzunehmen, trotzdem er mit den Genossen, die mit dem Maul stets, bei der Arbeit aber nie die ersten waren, durchaus nicht übereinstimmte.

Ein paar Wochen lang bestritt nun Elise allein die Kosten des Haushalts. Tobias war noch nicht so verlustp, daß er dieses beschämende Gefühl auf die Dauer ertragen hätte. In einer Maurerversammlung wagte er endlich einmal, den Genossen den Standpunkt klar zu machen. Man verhöhnte ihn, warf mit Mistkrügen nach ihm und prügelte ihn auf dem Heimweg windelweich. Sein scheues, verschlossenes Wesen hatte ihn verhaßt und verdächtig gemacht. Man hielt ihn für einen Spion.

„Wir ziehen nach München!“ sagte Kranach andern tags trobrig zu seiner Frau.

Elise war entsetzt. Aber Tobias ließ nicht locker. Er wollte mit dem faulen Gesindel hier nichts mehr zu thun haben; er schämte sich nicht einzugestehen, wie es ihm ergangen war.

Vierzehn Tage brauchte Elise dazu, um sich an den neuen Gedanken zu gewöhnen. Da die Verhältnisse eher schlimmer als besser wurden, so willigte sie endlich ein.

Das war aber ein furchtbarer Schmerz für sie, als der Möbelhändler erklärte: ein Recht, die Sachen mitzunehmen, besäßen sie nicht. Das gezahlte Geld wurde als Miete gerechnet, und das Ehepaar mußte aus der kleinen Wohnung ziehen, mit nicht mehr als ein paar Säcken und Bündeln. Noch am Bahnhof wollte Elise umkehren. Aber Tobias erklärte grimmig: dann reise er ohne sie! Der Boden brannte ihm unter den Füßen.

Harte Zeiten folgten. Frau Elise, die sich Mutter fühlte, plagte sich als Gehilfin in einer Waschanstalt in der Vorstadt Unterfendling bei München, und Tobias ward vom Schicksal bald hierhin bald dorthin verschlagen. Eine eigene Wirtschaft besaß das Ehepaar nicht, das Leben war hier in der Großstadt viel teurer als in Rainberg, und Entbehrung und Not waren häufige Wintergäste.

Tobias war immer ernster und schweigsamer geworden. Seine geheime Schuld lastete mit Centnerschwere auf ihm. Rasillose, angestrenzte Arbeit — das war noch das einzige, was ihn über die Gewissensqualen hinwegsetzte.

Als der Frühling kam, schenkte Frau Elise ihrem Gatten einen Jungen. Die arme Frau hatte zwischen Leben und Tod geschwebt und in diesen schweren Stunden hatte sie eingesehen, daß Tobias trotz aller Verschlossenheit ein warmes Herz besaß. Er kam zwar immer später heim, denn wo es nur anging, machte er Ueberstunden, aber seit das Kind im Hause

war, zeigte sich Tobias freier und wieder lebensfreudiger.

Er hatte nicht geglaubt, daß Gott ihm eine solche Freude machen werde, die er doch wegen seines schweren Frevels nicht verdiente. In heißen Gebeten hatte sich sein Mund wieder daran gewöhnt, zu Gott zu sprechen. Und er war nach der glücklichen Wendung so voll von Dankbarkeit gegen den Himmel, daß er manches Gelübde ablegte — auch das, sein Unrecht, so viel es anging, wieder gut zu machen.

In seiner Angst vor Entdeckung hatte Tobias noch in Rainberg die Briefstasche mit sämtlichen Papieren verbrannt. Die Geldscheine aber hatte er sorgfältig versteckt; nie, selbst in der höchsten Not nicht, hatte er sich noch einmal daran vergriffen.

Ende März, just am Jahrestag des unseligen Funds, kam es auf dem Bau, auf dem er arbeitete, zu einer furchtbaren Scene. Es war Lohnntag und der Bauunternehmer, ein Schwindler der geriebensten Sorte, ließ sich nicht blicken. Dazu kam noch, daß allerlei andere Handwerker und Lieferanten sich einstellten, die bisher überhaupt noch keine Bezahlung gesehen hatten, sondern immer wieder vertröstet worden waren. Man hatte es mit einem Erzhalunken zu thun. Der „Bauunternehmer“ war ein vielfach verurtheiltes Subjekt. Er hatte darauf gerechnet gehabt, daß die Handwerker ihn verklagen würden. Da er gänzlich mittellos war, so kam der für andere wertlose Korbau unter den Hammer. Für diesen Fall aber hatte er einen dunkeln Ehrenmann an der Hand, der dann einspringen sollte, um die ganze Sache für einen Pappenstiel zu erwerben. Die Geschädigten waren dann lediglich die Lieferanten, die sich mit einem Drittel ihrer Forderungen begnügen mußten. Diesmal hatten sich die beiden Schwindler aber verrechnet. Es entstand ein großer Tumult, — die beiden Spitzbuben wurden in einer nahegelegenen Bierwirtschaft entdeckt, zum Bau geschleppt — und nicht viel hätte gefehlt, so wäre an dem edlen Paare Lynchjustiz vollzogen worden. Die allgemeine Erregung hatte ihre Berechtigung, denn durch die gewissenlose Spekulation waren viele Familienväter brotlos geworden. Zu alledem wüthete gerade damals noch eine furchtbare Seuche; Krankheit und Not herrschten in vielen Häusern. Der Jammer einiger Handwerker war geradezu herzzerreißend.

Tobias stand da wie in einem Bann. Sein Herz schlug hörbar. Er hatte die Hände gefaltet und blickte starr in die Menge. Eine innere Stimme sagte ihm: hier kannst du das ungerecht Erworbene verwenden; wenn je, so ist dies der Augenblick, um wenigstens einen Teil deiner Schuld wettzumachen!

Plötzlich stürzte er vor — man wollte gerade das Baubureau stürmen —, stammelnd, verwirrt rief er in die Menge hinein: „Hört mich an, Kameraden! Bergreift euch nicht an den beiden Spitzbuben, denn ihr mögt sie zu Tode prügeln, Geld werdet ihr nicht aus ihnen heraus schlagen. Um Geld zur Linderung der Not aber handelt sich's hier!“

„Hast du's etwa, Kranach?“ riefen ihm die übrigen Maurer höhnend zu.

„Ja, ich hab's!“ erwiderte Tobias, der freideweiß geworden war. „Es ist eine Erbschaft — eine — Erbschaft, ja — und ich wollte sie nie angreifen! Aber jetzt, wo ich den allgemeinen Jammer höre, da sage ich mir . . .“

Er redete noch allerlei Unverständliches. Die Hauptsache aber hatte man erfasst. Man führte ihn wie im Triumph in die Bude, in der die beiden „Bauherrn“ zitternd saßen.

Einer der seltsamsten Kaufkontrakte wurde nun geschlossen. Die „Bauherrn“, die alle Ursache zu haben schienen, nicht mit der Polizei und den Gerichten wieder in Konflikt zu kommen, begaben sich aller Rechte. Es war ihnen nur darum zu thun, möglichst schnell vom Schauplatz verschwinden zu können. Wie man später erfuhr, suchte sie nämlich schon die Staatsanwaltschaft, denn kurz zuvor war ihnen eine ähnliche Gastrolle anderswo ebenso gründlich mißglückt.

Es waren Stunden furchtbarer Aufregung für den Maurer Tobias Kranach, der nun mit einemmale zum Besitzer wurde. Er fuhr nach Hause, holte das Geld und kehrte zum Bauplatz zurück.

Aus den Reihen der Arbeiter wurde ein Bureau gebildet, das die Forderungen prüfte. Ein kaufmännisch ausgebildeter Zimmermeister ging dem Tobias Kranach zur Hand, belehrte ihn, daß er im Interesse des Fortgangs der Arbeit sich nicht seines ganzen Bargelds berauben dürfe, und schloß mit den besser situierten Handwerkern einen Accord. Die Armen und wirklich Notleidenden wurden aber bei Heller und Pfennig bezahlt.

Die Maurer und Steinträger erklärten sich bereit, weiter beim Bau zu bleiben; nur der Polier ging. Tobias übernahm am folgenden Tage dessen Posten — und die Sache ging.

Frau Elise erjah aus dem erregten Wesen ihres Mannes, daß etwas geschehen sei; sie erfuhr aber nicht die volle Wahrheit. Tobias teilte ihr nur mit, daß die Arbeiter den Bau, der von den betrügerischen Unternehmern im Stich gelassen worden sei, auf eigene Rechnung weiterführten, und daß man ihn zum Polier und Vertrauensmann gemacht habe.

Das Glück blieb dem Bau treu. Der Zimmermeister gab, als ihm die Ehrlichkeit des Kranach nicht mehr anzuzweifeln schien, noch zweitausend Mark auf Hypothek her und im Monat Mai war der Bau fertig und gelungen, wenn der praktische Verstand der einfachen Arbeiter auch nicht die künstlerischen Absichten des ersten Bauplans verwirklicht hatte.

Kurz vor Fertigstellung des Dachstuhls fand sich auch schon ein Käufer. Das im Landhausstil aufgeführte Gebäude ging für zwanzigtausend Mark an den neuen Besitzer über und dem ganz taumelig gewordenen Tobias Kranach blieben nach Begleichung aller Forderungen noch über elftausend Mark übrig.

Aber Befriedigung fand er nicht in diesem Besitz. Er sonderte sofort das Hundgeld nebst tausend Mark

Zinsen von seinem eigenen Besitz ab, that es in ein Leinwandcouvert und wartete auf eine Gelegenheit, den Betrag an den rechtmäßigen Eigentümer abzuführen.

Seinen Reichtum verschwieg er Elise. Er sprach nur von ein paar hundert Mark, die „auf seinen Anteil“ gefallen wären. Am nächsten Tage schon meldete er sich wieder auf einem Baubureau, um Arbeit zu thun. Man hatte von ihm gehört und übertrug ihm von da an kleinere selbständige Bauten, und Tobias war unermüdetlich in der Arbeit. Ein wahrer Heißhunger nach Thätigkeit regte sich in ihm. Verschlossen blieb er aber nach wie vor. Auch waren die großen Geheimnisse, die er vor seiner Frau hatte, daran schuld, daß das Verhältnis nicht wieder die alte Herzlichkeit und Wärme gewann. Wenn Tobias Kranach jetzt auch schon stundenlang der geheimen Schuld dann und wann vergaß — seines Lebens ward er nie wirklich froh.

Da entjochte er sich eines Tages, an Horst zu schreiben, um die Adresse jenes Unglücklichen zu erfahren, die der Steinträger damals besessen. Durch das Einwohnermeldeamt zu Berlin, an das er sich wandte, erfuhr er den Aufenthalt Horsts.

Statt einer schriftlichen Antwort — traf aber der Steinträger plötzlich selbst in München und bei seinem alten Baukameraden ein.

Elise gab es einen Stich ins Herz, als sie den wüsten Gesellen wieder sah. Eine geheime Stimme sagte ihr, daß dieser Mann, in dessen Gesellschaft sie den Tobias schon als Bräutigam nur ungern gesehen, an der Trübung ihres Schicksals eine heimliche Schuld trug.

Horst entjamm sich des Titels der Zeitung nur noch ungenau. Da er praktischer war als Tobias, schaffte er die betreffende Nummer aber doch schon nach acht Tagen zur Stelle.

Klopfenden Herzens schrieb der Maurermeister die Adresse auf den Brief, in dem kein Wort den Absender verriet. Er hatte nicht den Mut, ihn am Schalter abzugeben, sondern er steckte ihn wie einen gewöhnlichen Brief in den Kasten.

Inzwischen hatte Horst sehr wohl erfahren, wie glänzend Kranach äußerlich dastand, und er nützte seine Mitwissendast nach Kräften aus. Tobias fiel mehr und mehr in seine Hände; die Drohung des Genossen, daß Elise alles erfahren werde, wenn ihn Tobias nicht unterstütze, zwang ihn das Schweigegeld ab.

Den ganzen Winter über führte der ehemalige Steinträger auf Kranachs Kosten ein Scharaffenleben, während dieser sich mühte und plagte.

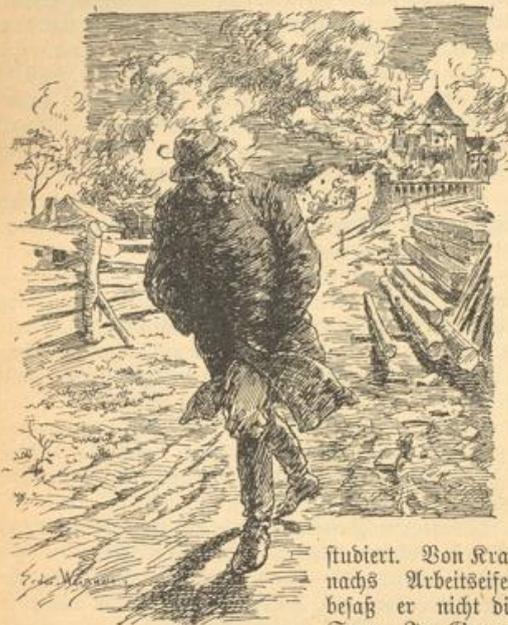
Ein Zufall war dem Maurermeister günstig, so daß er ein im Bau stehen gebliebenes kleines Grundstück erwerben konnte. Seine Beliebtheit unter den Arbeitern war groß, er fand von allen Seiten Unterstützung; und so gelang es ihm denn binnen wenigen Monaten wieder, durch einen glänzenden Verkauf seinen Besitz um das Doppelte zu steigern.

Diese leichte Art des Geldverdienens imponierte

dem unthätigen und vertrunkenen Horst. Auf Grund seiner Mitwissenschaft suchte er von dem Maurermeister ein Kapital zu erpressen, das ihm gleiche Spekulationen ermöglichen sollte.

Kranach aber verlor endlich die Geduld. Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen. Aber wiederum blieb Horst Sieger. Der Maurermeister gab ihm bar dreitausend Mark, schwor aber dabei hoch und teuer, daß dies das letzte sei.

Horst lachte sich ins Häustchen. Er spielte nun gleichfalls den Bauunternehmer, in der Nähe von Kranachs augenblicklicher Arbeitsstätte erwarb er einen kleinen Bauplatz und fing dann an, Baupersonal zu mieten, Verträge abzuschließen und Baugelder aufzunehmen. Er hatte in den Kneipen, im Kreise vertommener Subjekte, den Bauschwindel tüchtig



Teuflische Freude malte sich auf seinem Antlitz.

studiert. Von Kranachs Arbeitseifer besaß er nicht die Spur. Im Gegenteil lebte er jetzt einen faulen Tag, bis den

Kapitalisten heraus und ließ sich's wohl sein.

Bald aber hatte die Herrlichkeit ein Ende. Und trotz seiner Schwüre mußte Tobias wieder einspringen — und noch ein zweites, noch ein drittes Mal.

Kranach litt Höllenqualen unter diesem Druck. Das Schweigegegeld, das er dem verlumpten Genossen seiner Schuld zahlen mußte, überstieg endlich seine Kräfte. Er sah seinen Besitz unter seinen Händen dahinschwinden.

Elise, die er nach und nach an seine sich bessern den Einnahmen gewöhnt hatte — ganz klar mußte sie noch immer nicht, wodurch das Glück damals so plötzlich ins Haus gefallen war —, mußte sich nun wieder an allen Ecken und Enden einschränken, ja, schließlich mußte sie sogar wieder in Stellung gehen,

um mit verdienen zu helfen. Auch sie war, ohne daß sie es ahnte, die Skavin des Mitwissers.

Einen Sparpfennig hatte Kranach dem Genossen verheimlicht. Er hatte, auf den Namen seines Weibes, ein paar tausend Mark auf eine sichere Hypothek gezahlt. Das war das einzige, was er vor Horst rettete. Täglich zitterte er vor den neuen Forderungen des Glenden. Es gab für ihn keine fröhliche Stunde mehr, er wagte seiner Frau sich nicht zu nähern, seinem Kind nicht ins Auge zu schauen. Schwer büßte er für seine Schuld. Und kein Entzinnen gab es vor dem Mitwisser.

Mit Kranachs Geld war der Bau endlich fertiggestellt, dreimal so teuer, als Tobias gebaut hätte. Horst suchte nun nach einem Käufer. Aber da stellte sich ein arger Schaden heraus: er hatte das Wichtigste bei der Anlage des etwas abgelegenen Landhauses vergessen — das Wasser. Kein Mensch hatte ihn vorher darauf aufmerksam gemacht, und er selbst war viel zu wenig erfahren gewesen. Natürlich gab er nun dem Tobias alle Schuld. Der arme Kranach hatte aber den Kopf so voller Sorgen gehabt, daß er sich darum nicht bekümmert hatte. Die Anlage einer Wasserzuleitung hätte nun abermals Tausende verschlungen, das war der unnütze Bau aber nicht wert, und wer war da, ihm die große Summe vorzuschleusen?

Da kam er auf einen recht spitzbüßigen Gedanken. Er legte eines Abends, bei beginnender Dunkelheit, mit Spiritus und Petroleum getränkte Hobelspäne unter das Dach und an verschiedene andere Stellen des Hauses und verband diese Feuerstellen durch Zündfäden. Nachts schlich er wieder hin und steckte das Haus in Brand. Teuflische Freude malte sich auf seinem Antlitz, als bald nach der That die Feuersäulen zum Himmel emporstrebten: er hatte das Gebäude hoch versichert! Der Zufall wollte, daß gerade Tobias, der in seinem Baubureau noch spät abends zu thun gehabt hatte, auf dem Heimweg begriffen war. Der Richtung des Feuerscheins nach erkannte er die Brandstätte sofort als die Stelle, auf der Horsts Gebäude stand. Ueber Wiesen und Acker, querselbein eilte er herzu, und da stand er auch schon vor dem ehemaligen Steinträger, der ihn kommen gesehen hatte und ihm nun trotzig in den Weg trat. Es bedurfte nur weniger Worte, und Tobias wußte, was Horst plante.

„Glender Brandstifter!“ rang es sich nun heifz atmend aus Kranachs Brust. „Jetzt wirst du endlich der verdienten Strafe nicht entgehen!“

Horst grinste ihn nur höhnisch an. „Willst du mich etwa dem Gericht anzeigen? du — Tobias Kranach? . . . Hahahaha, schau her, wie ich mich vor dir fürchte!“ Er hatte die Hände in die Taschen seiner Jacke gesteckt und pffiff vor sich hin.

Die Wut packte den Maurermeister an; er erhob die Fäuste, ließ sie aber schlaff wieder sinken, als sein Blick den des spitzbüßigen Gesellen streifte.

„Glaubst du vielleicht, Tobias, mit dem bißchen Geld hättest du deine Schuld schon abgetragen? Woher

stammte das Geld denn sonst, als von dem Fund damals, he?"

"Es ist der Lohn meiner steten, mühevollen Arbeit!" gab Tobias heiser zurück.

Aber das Anlagekapital war doch immer jenes Sündengeld, Freundchen! Siehst du, Tobias, davon wirst du dich nie, niemals rein waschen können! Geh also deiner Wege und laß mich ungeschoren! Schickst du vorzeitig Hilfe her, Böschmannschaften oder dergleichen, so sei versichert, daß ich mich dankbar zeigen werde!" Er schüttelte unter einem gräßlichen Fluch die Faust gegen den Maurermeister; dann wandte er ihm den Rücken.

Ein wilder Sturm tobte im Herzen Kranachs. Er rang mit sich, er wollte die Rache Horsts ruhig herausfordern, lieber schwere Strafe erdulden, als der Mitwisser, ja, der Helfer und Helfer eines neuen Verbrechen zu werden . . . aber der Gedanke an sein Weib und an sein Kind war mächtiger in ihm. Er büßte dann ja nicht allein, — auch die ungeschuldigten beiden büßten mit ihm! Ach, und seine arme Elise hatte unter der freudlosen Ehe ja schon so viel gelitten! Eine namenlose Rührung überkam ihn — und er ging heim, dem Verbrechen Horsts seinen Lauf lassend.

Wie ein Dieb schlich er sich ins Haus. Er brachte es nicht über sich, die Schlafstube aufzsuchen. Unter entsetzlichen Gewissensqualen saß er am Fenster, in die dunkle Nacht hinausstarrend.

Am andern Morgen schmettete ihn die Schreckensstunde nieder: bei der Einäscherung des Horst'schen Hauses sei ein Mensch verunglückt. Spät in der Nacht, als die Feuerwehr zur Brandstätte gekommen war, hatte sie unter noch rauchenden Trümmern den verkohlten Leichnam des Bauwärters herausgezogen.

Tobias verlor bei dieser Nachricht die Besinnung. Seine seit Jahren erschütterten Nerven versagten den Dienst. Er kniet zusammen, Fieberanfälle stellten sich ein, und den ganzen Tag über sprach er irre, so daß Frau Elise von Grauen erfaßt wurde.

Als er in der Dämmerstunde halb und halb zu sich kam und des Geschehenen sich entsann, jammerte und weinte er. Dann brach er in wirre Klagen aus. Ein Menschenleben hätte er retten können, — und er hatte es unterlassen, aus unchristlicher Selbstsucht und Freigebigkeit unterlassen! Wie ein Mord belastete es sein Gewissen.

Frau Elise, die noch ganz fassungslos über die plötzliche Krankheit ihres Mannes war, mußte gegen Abend nach dem Baubureau gehen, um die Genossen ihres Gatten von dem Geschehenen zu benachrichtigen. Als sie zurückkehrte, hörte sie in der Krankenstube sprechen. Eifrigtalt wurde es ihr bis in die Fingerspitzen, als sie vernahm, wer da drinnen mit dem Kranken sprach, und was die beiden verhandelten.

Man hatte Verdacht geschöpft, so berichtete Horst, polizeiliche Nachforschungen hatten auf der Brandstätte stattgefunden. Horst hatte von seiner Wirtin, die er heimlich gesprochen, erfahren, daß auch seine Wohnung beobachtet werde. Man wollte ihn verhaften, die An-

klage wegen vorsätzlicher Brandstiftung war gegen ihn erhoben worden, vielleicht lautete sie auch auf Mord.

"Ich muß fliehen, Tobias!" so beendigte der in feiger Furcht verharrende Horst seine hastige Rede. "Aber du wirst mir helfen, wirst mir andere Kleider und Geld geben! Du mußt, du mußt, Tobias! Denn wenn sie mich einfangen, so bist auch du verloren!"

Der Maurermeister hatte sich entsetzt in seinem Bett ausgerichtet. Er machte einen bejammernswerten Eindruck. Seine Augen lagen tief in den Höhlen, seine Wangen waren hohl, seine Hände zitterten.

"Vom ersten Tage meiner Schuld an hast du mich verfolgt, du elender Wicht," kam es tonlos von seinen Lippen, "seit jener unseligen Stunde bin ich dein Sklave! Nicht ich allein, mein ganzes Haus mußte darunter leiden! Du hast mich ausgezogen, ausgeplündert, — und jetzt, da ich nichts mehr habe, um dich zu befriedigen, willst du mich vor aller Welt zum Verbrecher stempeln?"

"Wirf dich nicht in die Brust," rief der andere zornig. "Was bist du Besseres als ich? Du hast die gleiche Schuld wie ich! Zögere jetzt nicht, sondern gib mir, was du zur Hand hast, deine Börse, die Uhr — rasch, rasch, ich hab' keine Zeit zu verlieren. Denn das schwöre ich dir zu, wenn ich durch dein vermaledeites Predigen gefaßt werde — — dann, werd' ich alles sagen — ja, alles! Das von dem unterschlagenen Fund, der doch der Grundstein zu deinem Glück geworden ist . . ."

"Zu meinem Elend!" schrie nun der Kranke, in namenloser Verzweiflung die Hände ringend. "Denn nur Dual und Kummer hat mir das Sündengeld gebracht! Meinen heiligsten Feiertag, den Tag, dem das heilige Sakrament der Ehe die Weihe geben sollte, hat mir die Gewissensqual verpfuscht, meine ganze Lebensfreude hat sie untergraben, das Glück meines Hauses, den Frieden meines Herzens gestört, von Weib und Kind mich getrennt! Erbärmlicher, ist das noch nicht Buße genug?"

Da stieß jemand die Thür auf — und entsetzt wich der ehemalige Steinträger, der seine Häsher witterte, zurück. Elise erschien im Rahmen, schreckensbleich, mit starren Augen, deren Blicke sich tief in die des Gatten einbohrten. Sie hatte alles gehört, — und verstanden. Das Rätsel, dem sie schon lange auf der Fährte war, es war endlich gelöst.

"Also — auf einer Lüge, auf einem Verbrechen haben wir unser Glück aufbauen wollen!" kam es bitter und dumpf über ihre blutleeren, zitternden Lippen. "Kein Wunder, daß da Gottes Segen nicht dabei war!" Sie warf sich am Fenster nieder, presste das Antlitz in die Hände und brach in ein langes, heftiges Weinen aus.

"Ach, Weibergewäsch!" höhnte Horst endlich, dem die neue Verzögerung Angst einjagte. "Macht eure Sache miteinander ab! Jeder ist sich selbst der Nächste! Nun gebt mir Geld — Geld! Oder zum Henker, ihr werdet nicht lange mehr die Täubchen bei einander spielen können!"

heller. Nach dem
Elisen bei
hätte Kranach
auf den Namen
auf eine Höhe
einige, was er
er vor den
Es gab für die
igte immer
nicht ist über
seine Schuld
m Wirtin.
er war der
ar, als
einen Krän
heraus: er
was abgese
f. Ein
am gemacht
a gehen.
Schuld. Der
so voller
stimmte hat
hätte man
der zumeist
da, ihm
recht
s, bei
erleam
an ver
bund die
glück er
Lebens
hald nach
mpfstrich
Der
Bauwärt
auf dem
des
ort als
Ueber
er, und
Zehntel
man trug
er Wort

Groß richtete sich nun Frau Elise auf. „Hinaus aus der Stube!“ schrie sie in einem so gebieterischen Ton, daß Horst zusammensuhr. „Da nebenan liegt mein Kind — und in dessen Nähe dulde ich keinen — Mordbrenner!“

„Mordbrenner? Hahahaha! Dann wird der gute Tobias aber wohl gleichfalls das Feld räumen müssen, gute Frau!“

Elise atmete tief und schwer auf. „Ja, ein Menschenleben ist durch eure Schuld vernichtet! Und mehr noch — ein armes, krankes Weib und vier unglückliche, hilflose Kinder — die armen Wesen, die der Tote zurücließ, die sind durch eure Schuld um den Ernährer betrogen! . . . Ah, wie mir graut vor euch!“ Sie wandte sich ab.

Keuchend schrie nun Tobias, in wilder Verzweiflung:

„Elise, um Christi willen, nenne mich mit dem da nicht in einem Atem! Du ahnst ja nicht, Weib, was ich durchgemacht habe, was ich gelitten, gerungen habe!“

Und nun erzählte er ihr, unter Thränen, stockend, würgend, wie's ihm ergangen, wie ihn die Neue geplagt, die Furcht gepeinigt hatte.

„Ich weiß, daß du gelitten hast, Tobias!“ sagte sie darauf ernst. „Ich habe mit gelitten — und all die Jahre hindurch hab' ich stündlich darauf gewartet, daß du deine Seelenqual mir offenbaren würdest. Nächstelang hab' ich zu Gott gebetet, daß er mir dein Vertrauen und deine Liebe zuwenden möge. Ich hörte dich neben mir gleichfalls beten, verzweifelt, voll Zerknirschung. So nahe waren wir einander und fanden uns nicht! Jetzt ist's vorbei, denn diese neue, große, furchtbare Schuld — die Schuld am Tod eines Menschen — die können die Menschen nicht vergeben, auch ich nicht, — und auch Gott nicht!“

Während Tobias schluchzend in die Kissen zurück-sank, stieß Horst tückisch hervor: „Ihr wollt mich also nicht retten?!“

„Nein!“ sagte Frau Elise hart, „büße jeder seine Schuld, wie's das Gesetz und wie's die heilige Schrift verlangt! . . . Tobias wird sich selbst dem Gericht stellen, dafür stehe ich ein!“

Ein furchtbarer Fluch ward aus Horst's rohem Munde laut. Gleich darauf hatte er die Wohnung verlassen.

Tobias Kranach wurde schwer, schwer krank. Elise pflegte ihn aufopfernd. Aber stumm blieb ihr Mund, kalt ihr Blick, als ihr Gatte endlich wieder so weit hergestellt war, daß er das Lager verlassen konnte.

Endlich aber trat sie vor ihn hin und wies auf einen Artikel, der in der Zeitung stand.

Tobias las und entfärbte sich. In dem Blatte stand ein Bericht über die Festnahme des Bauunternehmers, früheren Arbeiters Gustav Horst, der nach der Einäscherung seines Hauses, bei der ein Wächter ums Leben gekommen war, die Flucht ergriffen hatte. Man war seiner dicht an der italienischen Grenze

habhaft geworden. Horst hatte aber auf dem Transport zu entkommen ver-sucht. Bei der nun folgenden wilden Hetz-jagd war er der Kugel eines Transpor-teurs erlegen.

Tobias hatte düster vor sich hingestarrt. „Nun giebt es außer dir nur noch einen Wit-wisser meiner Schuld!“ jagte er tonlos.

Fragend sah ihn sein Weib an.

„Mein Ge-

wissen!“ vollendete er dumpf.

„Du weißt, Tobias, was ich von dir verlange, damit du unserm Kind bereinst wieder frei ins Auge schauen kannst.“

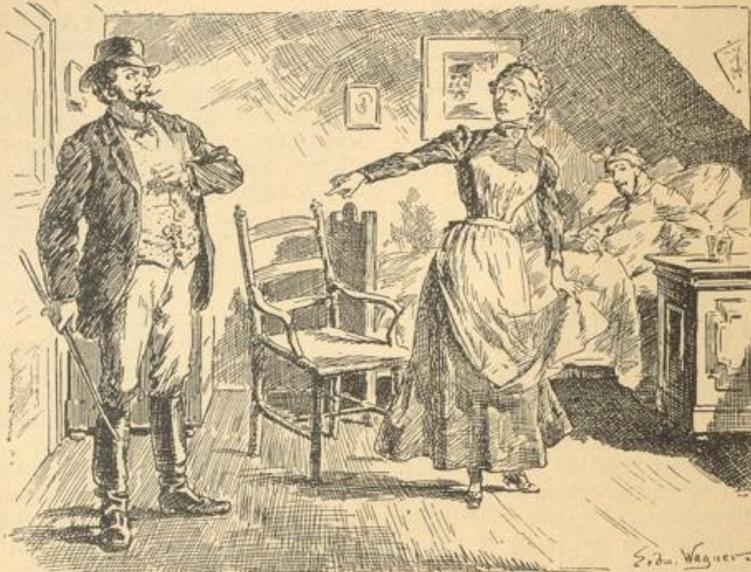
Tobias nickte. Ein würgender Schmerz faßte ihn an der Kehle, so daß er kaum zu sprechen vermochte. „Aber — — was wird aus euch, wenn ich — — fort bin?“ preßte er mühsam hervor.

„Ich werde uns den Unterhalt durch ehrliche Arbeit verdienen!“

„Ich habe da noch,“ sagte er zögernd, „einen Spar-pfennig — — vielleicht würdest du — —“

„Schweig! Ich will nichts wissen von dem Sün-dengeld! Das giebt der kranken Wächtersfrau, die keine so kräftigen Fäuste hat wie ich, und deren Kin-der hungern!“

„Du wirst freier sein und glücklicher, wenn ich mit meiner Dual dir aus den Augen bin!“ sagte Tobias.



„Hinaus aus der Stube!“ schrie Frau Elise in gebieterischem Ton.

„Ach, Herr im Himmel, warum erlöstest du mich nicht, als ich jetzt mit dem Tode rang?!“ Er barg die schmerzenden Schläfen in den bleich gewordenen Händen. „Vielleicht findet sich aber auch jetzt noch ein Weg, der den armen Kranach auf dem Marsch nach dem Gefängnis an ein anderes — erlösendes Ziel bringt!“

„Tobias!“ rief Elise warnend. „Die Sünde wolltest du auf dein Haupt laden? Selbstmord?! Damit du auch drüben in der Ewigkeit deine Schuld noch nicht abgebußt, sondern das Feigste und Schändlichste gethan hast? Ja, ist denn alle Religion aus deinem Herzen gewichen?“

Da sank Tobias in die Knie vor ihr und küßte ihre rauhen, abgearbeiteten Hände. „Ich gehe, Elise! Gott wird mich in seinen Schutz nehmen, daß ich die Leidenszeit überstehe. Wirst du mich dann aber nach ansehen, Elise? Denk an die Schande vor den Menschen!“

„Die Reinheit des Gewissens steht mir höher, Tobias!“

Ein ergreifender Abschied war's von Weib und Kind. Er ging von ihnen — gebeugt, matt und siech, fast zusammenbrechend unter der furchtbaren Last.

Herzzerrend waren die Thränen, die die arme Elise danach am Abend weinte. Aber niemand sah sie, niemand hörte sie — denn ihr Knabe schlief den süßen, festen Kinderschlaf in seinem Bettchen.

Der Staatsanwalt sah den Maurermeister, der sich da in wirren Selbstanklagen vor ihm erging, überrascht, fast teilnehmend an. Eine Tragödie des menschlichen Herzens — so bezeichnete er es nachher. Tobias Kranach schilderte alles, sein Glück, seine Gemüthsart, dann den ersten Schritt vom rechten Wege — und darauf die Wirrnisse der stetig wachsenden Schuld durch die Dual seines Gewissens und die Furcht vor dem Mitwisser.

Man stellte den Maurermeister unter Anklage und nahm ihn fest.

Im Lauf der Voruntersuchung ergab sich, daß der Beklerte vor Jahr und Tag thatsächlich in den Besitz des Geldes samt Zinsen gelangt war. Schwer nur vermischte er die für andere wertlosen Familienpapiere, die sich in der Briefstasche befunden hatten. Das Vergehen der Fundunterschlagung war inzwischen verjährt. Die Anklage wegen Mithilfe an der Brandstiftung blieb aber bestehen und führte auch zur Verhandlung.

Tobias Kranach verzichtete auf einen Verteidiger. Er trug den Richtern der Strafkammer im Gegentheil alles vor, was zu seiner Belastung dienen konnte; freilich mußte er auch zugeben, daß er unter dem Zwange des „Mitwissers“ gehandelt hatte.

Für den Gerichtshof kam es aber in diesem Falle nur darauf an, festzustellen, ob der Angeklagte irgendwie einen Vermögensvorteil für sich durch seine — allerdings verhängnisvolle — Fehlerhaftigkeit haben erreichen wollen. Da diese Schuld verneint werden mußte, so sprach man den Maurermeister frei.

In der Verhandlung hatte auch Frau Elise auftreten müssen. Ihre hohe, sittliche Auffassung, ihr rechtlicher Sinn erweckten allseitige Bewunderung. Man sprach in vielen Kreisen von der stolzen Unerbittlichkeit dieser einfachen Arbeiterfrau. Der Pfarrer ihres Kirchspiels deutete ihr Lob sogar in einer Predigt am nächsten Sonntag an, in der er von Schuld und Sühne sprach, anknüpfend an die Worte Davids, die dieser 2. Sam. 24, 14 zu Gad spricht: „Laß mich nicht in Menschenhände fallen!“

Diesem Gottesdienste wohnte der am Abend zuvor aus der Untersuchungshaft entlassene Tobias Kranach bei. Tief erschüttert suchte er nach der Predigt den Geistlichen auf.

„Herr Pfarrer, alles wollt' ich ja büßen, — ich weiß ja, daß ich schuldig bin, wenn mich auch das Gericht freigesprochen hat; aber wie in aller Welt soll ich's denn anfangen? Ich will fleißig sein, rechtschaffen, meine Sünden beichten und in die Kirche gehen, mein Kind in der Furcht Gottes erziehen, von bösen Leuten mich und mein Haus fern halten. Aber ist das schon genug, Herr Pfarrer?“

Der Geistliche sah ihn mild und doch ernst an.

„Ich höre, Tobias Kranach, Euer Weib hat sich der armen Wächtersfrau angenommen — und die Leute sagen auch, sie habe eine Hypothek auf den Namen dieser Unglücklichen eintragen lassen?“

„Ja, Herr Pfarrer, Gott weiß es — das ist wahr!“

„Nun, Tobias, so bleibt Euch nichts anderes mehr zu thun übrig, als das Unrecht, das Euerem Weib geschehen ist, wettzumachen — und im übrigen einen gottwohlgefälligen Lebenswandel zu führen.“

„Das Unrecht an meinem Weib?“ fragte Tobias gedankenvoll.

„Ja, Tobias Kranach. Ihr habt vor dem Altar gelobt, sie glücklich zu machen. Nur Kummer und Elend habt Ihr über sie gebracht. Sie verdient's besser, Tobias. Sie ist ein Juwel in Euerem Hause, das Ihr hoch und heilig halten müßt. Nun geht in Gottes Namen — und grüßt mir Euer Weib Elise. Sagt ihr auch, ich hätte wohl von ihrer Predigt gehört!“

Er nickte freundlich und entließ den tiefaufatmenden Maurermeister.

Als Tobias aus dem Hause trat, sagte der geistliche Herr vor sich hin: „Wenn's noch viel solche Frauen und Mütter giebt, dann mögen sie immerhin schreien, die Unzufriedenen und Mißvergnügten im Land. Um die Zukunft ist mir dann nicht bange!“

Buntzelwitzer Wurst.

Preußens großer König, vom Volke „der Alte Fritz“ genannt, hatte neben manch anderen guten Eigenschaften auch die, daß er einen ganz vortrefflichen Magen besaß, der sozusagen — Steine verdauen konnte. Das kam dem Könige in jungen Jahren, wo er so viel wider die Oesterreicher, die Franzosen und die Russen im Felde liegen mußte,

gar sehr zustatten, denn des Königs Koch rückte nicht mit ins Feld; der König begnügte sich mit dem, was er in den Quartieren gerade fand.

Als der König aber älter und ein richtiger „Alter Fritz“ geworden, da wollte ihm der Magen nicht mehr parieren; er wand und drehte sich und bereitete dem Könige gar manche qualvolle Stunde. So kam es, daß der König mitunter ganz den Appetit verlor und nichts zu sich nehmen wollte. Sein Leibkoch setzte ihm die feinsten Leckerbissen der Welt auf die Tafel, der König wandte sich davon ab und berührte sie nicht.

So stand es mit dem König wieder einmal recht schlimm; er wollte durchaus nichts zu sich nehmen; verzweifeln stand der Leibarzt am Bette und rieb sich mit dem goldenen Knopfe seines Stockes die Stirne — er kam aber auf kein Mittel, um dem Könige Appetit beizubringen.

„Ja,“ sagte da der König mit schwacher Stimme, „wenn ich noch einmal Bunkelwitzer Würst bekommen könnte — die hat mir so gut geschmeckt; die würde ich essen.“

Flugs ging ein Kurier nach Bunkelwitz ab, wo der König einst nach einem tagelangen heißen Tanze mit den Österreichern im Quartier gelegen hatte.



Verzweifeln stand der Leibarzt am Bette.

Der Schlächter sollte sofort nach Berlin kommen, der dazumal dem Könige Bunkelwitzer Würst bereitet und vorgefetzt hatte; in Person mußte er nach Berlin kommen, um dem Könige genau dieselbe Bunkelwitzer Würst zu bereiten, die er dazumal mit so unsäglichem Appetit verzehrt hatte.

Der Schlächter kam, ging in die Hoffküche und bereitete die Würst; aber der König — kaum daß er davon gekostet — schüttelte das blaße müde Haupt: die Würst schmeckte ihm nicht.

„Ist es denn auch wirklich die nämliche Würst?“ fragte der Leibarzt.

„Ganz die nämliche, ganz so zubereitet; nur . . .“

„Na, was denn nur? Es ist mal doch eine andere Sorte?“

„Nein, Herr Leibarzt,“ erwiderte der Schlächter, „die nämliche Sorte ist es schon, nur daß wir dazumal weder Butter noch Fett zum Schmälgeln hatten; es war halt alles aufgefressen und so nahm ich dazu ein Talglicht — das hatten wir noch. Soll ich's etwa wieder so machen?“

„Um Gottes willen! Ein Talglicht!“ rief der Doktor aus.

Nein, das wagte er nicht, dem Könige darzureichen. Der König aber hatte umsonst Appetit auf Bunkelwitzer Würst gehabt; die neue Sorte schmeckte ihm nicht, und die alte sollte er nicht haben. Bald darauf ist er verschieden.



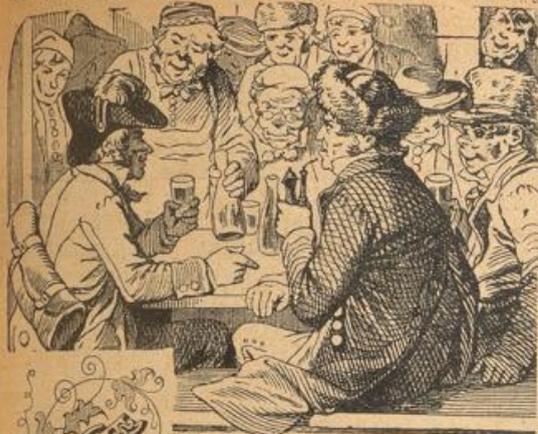
Getroffen.

Ein Gelehrter, der nicht besonders mit zeitlichen Gütern bedacht war und wie viele seinesgleichen nicht gar viel auf äußern Kleiderschmuck hielt, kam eines Tages in eine Gesellschaft, und das Hemd blinnte ihm gar naseweis aus dem aufgeschlitzten Ellenbogen seines Rockes heraus. Ein junger Lasse, der vor allen Dingen viel auf das Sprichwort hielt: „Kleider machen Leute“ und bei dem darum auch der Balg mehr wert war, als das, was darin steckte, wollte eine witzige Bemerkung machen, und dabei dem guten Gelehrten eins versetzen, näherte sich mit pfliffigem Gesicht, das unentbehrliche Gläschen am Auge, dem verwundeten Ellenbogen und sprach: „Da guckt die Weisheit heraus!“ „Und die Dummheit hinein!“ lautete die kurze Antwort.



Den hat Natur mit geradem Leib bedacht;
Den Katzbüchel hat er sich selbst gemacht.

Des Hinkenden Reisebericht über China.



Grüß Gott, Hinkender!" So empfing der Löwenwirt den Alten unter gar vielen Büßlingen. „Man vermeinte ja, Ihr hättet dem Markgräfler auf immer abgeschworen! Wo habt Ihr denn so lange gesteckt? Man hat Euch ja ganze sechs Monate nicht im Löwen gesehen.“

Schmunzelnd hörte der Hinkende zu; dann wandte er sich um und sagte zum Wirt: „Da schaut her, seht Ihr nichts?“

„Ei ja,“ erwiderte der Löwenwirt, „Guern Zopf seh' ich.“

„Es ist aber nicht der alte.“
„Das stimmt, er ist es nicht. Das ist ja einer wie aus dem Chinesenlande. Solltet Ihr am Ende gar“

„Löwenwirt, Ihr ahnt das Richtige; der Hinkende war“

„bei den Langgezöpften! . . .“
„So ist es! Und da ist ihm der Zopf in der Art da gewachsen.“

„Hinkender,“ schrie da der Löwenwirt wie besessen, „nun aber herein und hingelegt und es geschwind erzählt, wie es Euch so weit da draußen in der Welt ergangen ist. Geschwind, Lisbeth, einen Schoppen Markgräfler, und nun hierher mit Euch, Hinkender, hier an den Stammtisch.“

„Sie saßen richtig alle beisammen, keiner fehlte von all unsern guten Bekannten. Groß war ihre Freude, daß sie den Hinkenden wieder bei sich hatten, und bald ging es ans Erzählen.“

„Liebe Freunde,“ so begann der Hinkende seinen Reisebericht aus China, „wenn einer von Euch etwa meint, der Hinkende wär' zu Fuß bis zu den Chinesen hingekelert, so ist er gewaltig im Irrtum. Er hat diesmal eine Ausnahme gemacht; er hat den Stelzfuß unter den Arm genommen und sich's damit auf einem der schönen großen Schiffe bequem gemacht,

so da alle vierzehn Tage, von Genua aus, der Norddeutsche Lloyd“ nach dem fernen Ostasien hinauslaufen läßt. Des Hinkenden Stelzfuß ist etwas Solides, solider als manch ein Bein aus Fleisch und Blut, in dem das Zipperlein beißt und nagt; so hätte er den Weg auch bis nach China hin schon ausgehalten; aber mit solch einem Staatsdampfschiffe vom Lloyd geht die Reise eben doch ein wenig rascher von statten, und viel Zeit war nicht zu versäumen, sollten die Kalender fürs Jahr 1902 auch richtig gedruckt werden.

„Immerhin währte es halt doch mehr als einen vollen Monat, bis der Hinkende echtes chinesisches Land betrat. Von Genua aus ging's vorerst auf Neapel zu, und hier schon merkte man, daß etwas Besonderes los sein mußte draußen in der Welt, denn die Säcke mit Briefen und Paketen, die hier von Deutschland her nach dem fernen Ostasien verladen wurden, wollten gar kein Ende nehmen. Dann ging es mitten ins Mittelländische Meer hinein, immer lustig auf Afrika zu, weiterhin dann durch den Suezkanal und das Rote Meer hindurch, bei Aßen vorbei, wo die Engländer scharf auf der Lauer liegen, und dann ins weite offene Meer hinaus. Viele Tage lang ist da nur Himmel und Wasser, Wasser und Himmel zu sehen, bis sich Colombo zeigt und weiterhin Singapore und Hongkong. Hier ist schon alles chinesisches „angehaucht“, aber das eigentliche China zeigt sich erst in Schanghai, was ein großmächtiger Hafenort ist, voll von Europäern und nicht minder voll von echten langgezöpften Söhnen des Himmels. Im Grunde ist es bereits Feindesland, aber vom Feinde war hiez noch nichts zu spüren, denn Krieg und Empörung waren ja hauptsächlich um die Hauptstadt Peking herum im Gange, welche noch an die tausend Meilen weiter liegt.“

„Der Hinkende aber wollte partout sehen, wie es im übrigen China und bei den Rebellen selber ausschaute, damit er seinen Freunden daheim alles richtig erzählen könne, und so sagte er dem „Lloyd“ Ade, setzte sich auf ein neues Schiff und ließ den Kapitän scharfen Kurs nach Norden nehmen.“

„Hinkender,“ rief der Barbier dazwischen, „da müßt Ihr ja an Kiautschou vorübergedampft sein.“

„Nein, Ihr Majeweise, das ist nicht geschehen; der Hinkende ist an dem neuen Deutsch-China nicht stolz vorbeigedampft, sondern er ließ hier halten, und hat sich das Land aufs beste angesehen.“

„Erzählt, erzählt, wie es da ausschaut!“ riefen etliche unter den Zuhörern, aber der Hinkende vertröstete sie damit auf ein andermal und fuhr in seinem Reiseberichte folgendermaßen fort: „Als der Hinkende an der Euch allen ja dem Namen nach genugsam bekannten Rede von Taku anlangte, kam er gerade zur rechten Zeit, um nach der Ausstellung von Paris auch noch die Ausstellung von Taku mitzumachen. Was aber hier ausgestellt war, das waren lediglich Schiffe, Kriegsschiffe nämlich, denn alle Länder der Welt, die etwas auf sich halten,

Kohrer Hinkender Witz für 1902.



hatten Kriegsschiffe dahin gesandt, und diese lagen nun zu beinahe einhundert Stück, immer eines größer als das andere, beisammen, ein jedes so gut wie klar zum Gesecht, damit das Schießen nur gleich anfangen könnte. Nur einer hatte kein Schiff hingehickt zu der Ausstellung und hätte es doch zu allernächst gehabt; nämlich der Kaiser von China! Dieser hatte seine Schiffe wohlweislich zusammengenommen und war mit ihnen den breiten Strom Jantse hinaufgesteuert, der etliche tausend Kilometer tief ins Innere des Landes hineingeht. So warteten die fremden Kriegsschiffe vergebens auf die Chinesen; sie lagen aber auch mehr zu dem Zwecke da, daß es keinem unter ihnen etwa einfallen möge, auf eigene Faust Krieg zu führen, denn sie hatten es ja miteinander ausgemacht, daß sie alle zusammen auf die Chinesen losgehen wollten, weil diese ja auch alle ihre Gesandten und Konsuln in gleicher Weise schlecht behandelt hatten.

Bei Tatu nahm der Hinkende Abschied vom Schiffe, und von jetzt ab mußte er sich wieder seinen Stelzfuß anschnallen, denn selbst die einzige Eisenbahn, die es dorthin giebt und welche bis Peking führt, hatten die Boxer zerstört, und zwar gleich so gründlich, daß nicht eine Schiene und nicht eine Schwelle mehr da war.

Der Hinkende hatte es sich aber fest vorgenommen, bis nach Peking selbst zu marschieren, um seinen Freunden und Lesern daselbst den neuesten Kalender zu bringen, denn er wußte, daß es da nichts zu lesen gab und daß es nichts Besseres für unsere braven Soldaten giebt, um ihnen die Langeweile zu vertreiben, als seinen Kalender.

Eine volle Woche lang mußte er so seinen beschwerlichen Weg zu Fuß machen, immer am Fluß Peiho aufwärts, mit dessen gelbbraunen Fluten noch mehr als ein Chinesenleichen dahergeschwommen kam; denn hier hatten ja die gewaltigen Kämpfe stattgefunden, wo immer ein Bataillon Europäer wider eine ganze Division von Chinesen zu kämpfen hatte. Das Land ist oder war vielmehr hier überall stark bevölkert; jede halbe Stunde liegt im Grün der Weidenbäume ein Dorf von etlichen hundert Häusern anscheinend friedlich da. Jedesmal aber, wenn der Hinkende solch ein Dorf betrat, ergriff es ihn mit Schaudern und Entsetzen, denn ein jedes war zerstört, bis auf die letzten Mauern niedergebrannt und gänzlich ausgestorben.

Die einzigen lebenden Wesen, die er traf, waren herrenlose Hunde, die in den rauchenden Trümmern vergeblich nach Futter suchten. Alle drei oder vier Meilen weit aber stand ein europäischer Posten in einer Stärke von etwa einer Kompagnie, der sein Obacht zu geben hatte, daß die Boxer nicht etwa wieder hereindrängen, und wenn gerade Deutsche unter diesen Soldaten waren, da freute sich der Hinkende ganz besonders und rief ihnen ein frohgemutes „Grüß Gott!“ zu. — Von weitem schon grüßte er die schwarz-weiß-rote Flagge, wenn er sie über den Baumwipfeln wehen sah; wenn er heran war, da schwenkte

er seinen Dreimaster gar fröhlich in der Lust und wachte sich bei der Gelegenheit wieder einmal den Schweiß von der Stirne, denn es war — Ihr mögt's schon glauben — eine kannibalische Hitze in dem Chinesenlande. Chinesen bekam er wenige zu sehen; sie waren mit Weib und Kind zumeist ins Innere des Landes geflohen; wo sie aber sich zeigten, da nahten sie sich ihm gar demütig und neigten den eigenen Zopf vor demjenigen des Hinkenden.

So ging die Reise fast eine volle Woche lang, bis eines Mittags der Hinkende seitwärts der Straße einen Hügel erstiegen hatte und er auf einmal durch Laub- und Buschwerk hindurch die Zinnen einer Stadt erschaute: Das war Peking, die Hauptstadt der Chinesen! Deutlich konnte man es an der mächtigen Mauer erkennen, welche ringsum um die ganze Stadt ging. Ein altes Thor aber mit vielen Schießscharten lag dicht vornan. Jetzt war es längst von den Europäern genommen; ein Franzose stand mit dem Gewehr davor, und als



Der Franzose machte Heuheur.

der Franzose den Hinkenden im Dreimaster daherkommen sah, streckte er das Gewehr von sich und machte regelrecht Heuheur, denn er hielt ihn für einen fremdländischen Admiral.

Solch schöne Ganzhäuser, wie z. B. den „Löwen“, giebt's in Peking zur Einkehr nicht; es gab bis zur Belagerung nur eines, und dieses war von den Boxern in Grund und Boden geschossen worden. So mußte der Hinkende es wie die Soldaten machen und sich selber einquartieren. Gerade wenn man hereintritt zum Thore, linker Hand, steht der Palaß eines hohen Mandarinen; da nahm der Hinkende Quartier und ließ sich ein Lager herrichten. Gegen Geld und gute Worte — ohne daß der Hinkende chinesisches zu sprechen brauchte — bekam er sogar zu essen und zu trinken, und der Wirt selbst brachte mit freundlich wackelndem Zopf Thee herbei, um den

so weit Gewanderten zu bewirten. Trotzdem war ihm und seinen Dienern nicht zu trauen, und es war gut, daß deutsche Posten, das scharf geladene Gewehr auf der Schulter, in der Nähe auf- und abpatrouillierten. Bald machte der Hintende seinen Landsleuten Besuch, und von allen wurde er gar freundlich willkommen geheissen; sein Kalender aber ging ab wie bei unserem Meister Wendelin die frischen Waden. „Der Hintende ist da,“ so schallte es im ganzen deutschen Lager zu Peking; nicht allein Gemeine und Unteroffiziere, sondern auch Offiziere und Generale kamen herbei und wollten wissen, was denn im neuesten „Lahrer“ stünde. Auch dem Oberkommandierenden, dem Grafen Waldersee, hat der Hintende seinen Besuch gemacht und freunlich ward er von ihm aufgenommen. Der Generalfeldmarschall saß accurat dort, wo nur etliche Wochen vor ihm der chinesische Kaiser nebst der Frau Kaiserin selbst gesessen hat, ja auf dem nämlichen Sessel mit dem goldgestickten gelbeidenen Kissen, und schrieb gerade eine Feldpostkarte an seine Frau Eheliebste, die er zu Hannover als Strohwitwe zurückgelassen hat. An einem großen schweren Tische aus feinstem Ebenholze saß er, und auf den Tisch fiel die volle chinesische Sonne, nur ein wenig abgedämpft durch die großen Sonnensegel, die vor dem Hause aufgespannt waren. Draußen im Vorhofe aber standen die vielen fremdländischen Offiziere bei einander und unterhielten sich in siebenerei Sprachen.

„Da er nun aber einmal im Palaste drin war, schaute sich der Hintende hier auch noch des weiteren um; er besah sich den Thronsaal und setzte sich richtig selbst auf den Thronessel, auf dem der chinesische Kaiser einst gesessen; dann aber besah er sich auch den Palast, in dem derselbige Kaiser einst gefangen gesessen hat, indem ihn seine Frau Pflegemutter hier fürworglich eingesperrt hatte, damit er nur ja keinen Aufstand mache und keine Neuerungen aus Europa ins chinesische Reich einführe. Eine solche Neuerung hat er trotzdem eingeführt, und das war eine Eisenbahn, eine kleine elektrische Eisenbahn nämlich, die von einem seiner Paläste zum anderen führt und ihm somit einen Weg von einer Viertelstunde ersparte. Mehrere prachtvoll gebaute und mit gelber Seide reich ausgeschlagene Wagen standen noch auf dem Geleise; doch niemand benutzte sie. Alles aber, was zu sehen war, hatte aufs grausamste gelitten unter den Soldaten. In alle Gemächer waren sie eingedrungen und hatten alles, was sich nur mitnehmen ließ, eingesaugt; alles hatten sie nach Kostbarkeiten durchsucht und durchwühlt, Kisten und Kasten zu ganzen Häufen getürmt, sie geöffnet und erbrochen, Tische und Bänke, Spiegel und Bilder aber zerschlagen, kurz, überall waren wüste Trümmerhaufen geschiffen, und es sah aus wie es im Dreißigjährigen Kriege ausgehoben haben mag.

„Das aber waren vornehmlich die Russen und die Amerikaner gewesen, dann aber auch die Engländer und nicht minder die Japaner; die Deutschen waren nicht darunter gewesen, und zwar schon deswegen

nicht, weil sie gar nicht dabei waren, als die Stadt erobert und die Paläste besetzt wurden.

„Auch die sogenannte „verbotene oder heilige Stadt“ hat sich der Hintende angesehen, da er doch einmal in Peking war, und es in einem hinging. War aber nicht arg viel zu ersehen daran! Denn auch hier hatten die Plünderer arg gehaust, und im übrigen sind die Gebäude von den Chinesen sehr schlecht unterhalten worden, so daß auf den Dächern der Paläste das Gras mehr als fußhoch wächst. Auf den goldenen Decken der heiligen Tempelhalle aber nisteten die Tauben, und gerade als der Hintende hier



An den goldenen Decken der heiligen Tempelhalle aber nisteten die Tauben.

sinnend stand, sandte ihm eine davon aus ihrer erhabenen Höhe herunter eine Botschaft, für die er sich höchstens bedankte.

„Zu Peking war dazumal gerade „der große Li“ angekommen, der sich der „Bismarck Chinas“ nennt; auch ihm mußte ein Besuch gemacht werden.

Vor des Vicekönigs Hause war ein gar buntes Treiben; Soldaten aus aller Herren Ländern standen davor, namentlich aber Russen mit ihren großen Mützen und deutsche Soldaten in ihren Pickelhauben, denn beide hatten es übernommen, den alten Herrn zu überwachen, einesteils damit ihm nichts zuleide geschähe, andernteils damit er nicht plötzlich abreise und sich dünn mache.

Im Innern des Hauses aber hatte er eine Wache von eigenen Soldaten, die er dazu extra aus Kanton mitgebracht hatte, wo er bisher Vicekönig gewesen war. Die beiden Posten, die vor der Thüre standen, machten gar böse Gesichter und wollten niemand hineinlassen; als es aber hieß, der Hintende aus Lahr sei da, so kam sogleich ein Dolmetscher herbeigestürmt und sorgte dafür, daß der Hintende heil und sicher zwischen den beiden grimmigen Posten vorbei und zu Herrn Li-Hung-chang in die gute Stube hineinkam.

„Der Alte saß da breit und schwer auf einer Art Sofa und erhob sich etwas schwerfällig an seinem Stode, um den Hintenden zu begrüßen. Ja, er reichte ihm gar die dicke, fettige Hand hin und hieß



ihn sich setzen, Thee trinken und einen Tobak rauchen.

„Der Barthel, der Kilian und Ihr andere alle machen jetzt dazu Gesichter, als ob das alles keiner



Die beiden Posten machten gar böse Gesichter.

glaubte. Aber es ist so, wie es der Hintende sagt: Er und der alte chinesische Fuchs haben im fernen Peking gemütlich nebeneinander auf dem Sofa gefessen und sich eines erzählt. So nebenbei fragte der Alte auch, wie alt denn eigentlich der Hintende sei, und als dieser darauf erwiderte, daß der Hintende nunmehr schon ins 102. Jahr gehe, da nahm Li-Hung-chang sein Käpplein ab und that gar respektvoll, denn das Alter ist etwas, was bei den Chinesen besonders hoch gilt. Wenn Ihr hierzulande einem etwas Schönes sagen wollt, so sagt Ihr wohl, er sähe viel jünger aus, als er in Wahrheit sei. Bei den Chinesen aber ist's gerade umgekehrt. Wollen sie schmeicheln, so sagen sie: „Ei, Euer Hochwohlgeboren, was seht Ihr schon alt aus; Ihr müßt ja schon mordsmörderlich alt und somit mordsmörderlich gescheit sein,“ wie bei den Chinesen überhaupt alles umgekehrt ist, als hier zu Lande. Wenn Ihr hier einen zu Euch heran winkt, er solle kommen, so kommt er; thut Ihr's aber genau ebenso bei einem Chinesen, so läuft er, als sollte er gespießt werden, denn zuwinken bedeutet bei ihnen, sie sollen davon gehen. — Wenn unsere Fuhrleute haben wollen, daß ihr Köhlein vorangehe, dann schreien sie „hü, hü!“ und die Köhlein setzen sich dann von selber in Trab. Bei den

Chinesen aber ist's wieder umgekehrt: Auf „hü, hü“ stehen sie wie angewurzelt; ruft Ihr aber „br, br“, da setzen sie sich in Trab, und zwar nur in Trab; Galopp können sie nicht laufen, dazu sind die chinesischen Gänse zu steif. Ein Kreuz war's daher auch für unsere Offiziere, als sie in Aien anlangten und beritten gemacht wurden: ihre Köhlein konnten keinen Galopp machen. Dabei waren sie so klein, daß die Herren ihre zumeist langen Beine fast auf der Erde schleiften. Es war ein Bild zum Lachen; die Offiziere aber lachten nicht; sie ärgerten sich darüber, namentlich die Deutschen, denn die Engländer und Amerikaner hatten sich eigene Pferde aus der Heimat mitgebracht, und die waren hochbeinig und schlant gewachsen. Freilich hat der ganze Krieg soviel Geld gekostet, daß es dem deutschen Reichskriegszahlmeister weiter nicht zu verdenken war, wenn er zuschaute, alles möglichst billig zu bekommen, denn es hieß wohl, die Chinesen müßten schließlich doch die ganze Rechnung auf Heller und Pfennig bezahlen; aber es hieß eben nur so; glauben thut's vorderhand keiner, und hergeben hat es jedenfalls der deutsche Steuerzahler müssen. Das Wiedertrügen steht auf einem andern Blatte.

„Für sein Leben gern hätte der Hintende auch der Frau Kaiserin (Tsu Hsi heißt sie, was um ein Haar wie Susi klingt) seinen Besuch gemacht, aber sie war leider verreist und hatte sich tief ins Innere des Landes begeben; sie hatte so gar keine Lust gezeigt, die Bekanntschaft der vielen „fremden Teufel“ zu machen, wie die Chinesen die Europäer unter sich zu nennen beliebten. Es waren überhaupt wenig Frauen zu sehen; die Chinesen hatten sie weggebracht oder hielten sie ängstlich versteckt, was recht überflüssig war,



Der Hintende setzt hi mit zwei chinesische Schönen in seinem Kalender hincin.

denn in das chinesische Weiberzeug kann sich so leicht ein Europäer nicht vergaffen. Selbst die schönsten

Mit dem „Spinner“ gab sich der Schlegelpeter vollständig zufrieden. Er war eine Tagelöhnernatur und strebte nicht weiter und nicht länger, als der Magen knurrte. Da das letztere nun nicht mehr vorkam, sah er nicht ein, warum er auf seinem Lebensweg noch eine höhere Stufe erklimmen sollte.

Das Gegenteil von ihm war sein Kamerad, der Brofi. Der hatte nicht nur einen hungrigen Magen, sondern auch einen nahrungsbedürftigen Geist. Um den letztern zu speizen, d. h. ausbilden zu können, setzte der Brofi den erstern oft auf Halbkost und gewöhnte ihn an die strengste Diät. Was er erlirbrigen konnte, wurde zum Ankauf wissenschaftlicher Bücher verwendet, und wenn seine Kameraden herumlungerten oder im Wirtshaus gröhlten, dann saß der Brofi über seinen Büchern und an seinen Zeichnungen, oder er arbeitete an einem in seiner Manfarde angebrachten Schraubstock.

Dafür erntete er vorerst nichts als den Spott seiner Kameraden. Weil sie sich nicht auf die Höhe seiner Gedanken aufzuschwingen vermochten, konnten sie ihn auch nicht verstehen.

Der Brofi kehrte sich nicht an solchen Spott, er arbeitete ruhig weiter und fand an seinen Studien mehr Vergnügen als an den zweifelhaften Freuden seiner Kameraden. Zudem sollte seine Stunde kommen: einige Herren, reich an Geld und reich an Unternehmungsgest, beschäftigten sich mit der Begründung einer neuen Seidenspinnerei. Da sie das Technische dieser Branche nicht gründlich kannten, suchten sie auf dem Wege des Inferierens einen Mann, der mit diesen Geschäften vertraut sein mußte und als Direktor einstehen konnte.

Fabrikdirektor! Das ist ein Wort, das ist ein Posten! Natürlich meldeten sich viele. Es kamen gezeichnete und gebügelte Herren, mit Brillen und goldenen Zwidern auf der Nase. Mit diesen nobelen Bewerbern trat der einfache, schlichte und ärmlich gekleidete Brofi in Konkurrenz. Er kam in defekten Kleidern, aber mit dem Bewußtsein seines Könnens, und wenn an seinen Fingern auch kein goldener Ring blühte und auf der Nase kein Zwider thronte — aus seinen Augen blühte eine alles besiegende Energie.

Die Fabrikanten waren Menschen; die Menschen aber taxieren ihre Brüder, wiewohl mit Unrecht, meist nach ihrem Außern, und so kam es, daß der arme, unscheinbare Brofi mit Vorurteil empfangen wurde. Er benahm sich auch ziemlich eckig, als er sich vorstellte. Als er aber erst warm war und auf die geschäftlichen Angelegenheiten zu sprechen kam, da entwickelte er ein so gezeichnetes Programm und zeigte eine solche Gründlichkeit des Wissens und Könnens, daß die Herren bald schlüssig wurden und wußten: dieser und kein anderer ist unser Mann.

Der Brofi, der bis dahin für 3 Fränkli den ganzen Tag sich hatte plagen müssen, der in einer elenden Manfarde seine Studien gemacht hatte, war nun Direktor einer Fabrik, und was für ein Direktor! Mit Kenntnis, Umsicht und unermüdelichem Fleiße stand er dem Geschäfte vor. Da er selbst

Arbeiter gewesen war, also deren Mühen und Sorgen und Bedürfnisse genau kannte und überdies von Natur aus ein gutes Herz hatte, so griff er stets mit mächtigem Hebel an, wenn es galt, die Lage seiner Untergebenen zu verbessern.

Ueber dem Glück, das ihm im schönen Schweizerland zuteil geworden, vergaß er aber auch seine schlichtere Heimat, den Schwarzwald, und seine dort lebenden Anverwandten nicht. Wie einst Joseph seine Brüder nach Aegyptenland kommen ließ, daß sie seines Glückes und seiner Freuden auch teilhaftig werden sollten, so nahm nun der Brofi seine alte Mutter, seine Brüder, seine Schwestern und viele Verwandte zu sich und gab ihnen in der Fabrik ausreichendes Brot.

Aber große Freude hatte er just nicht mit ihnen. Die Leute, die etwas rauh und ungeschlacht aufgewachsen und zum Teil Schulkameraden des nunmehrigen Direktors waren, glaubten sich gegen denselben alles erlauben zu dürfen, wodurch er öfters blamiert wurde. Weit entfernt vom Hochmut, liebte er es, wenn sie sich in seiner Häuslichkeit, seiner Wohnung gemütlich und ungeniert mit ihm unterhielten. Aber draußen vor der Wohnung, besonders im Geschäft, verlangte er auch von diesen seinen Verwandten die gebührende Achtung und den nötigen Respekt, weil diese zum Bestand seines Ansehens und seiner Autorität als Fabrikdirektor unerläßlich waren. Vor allen Dingen verbat er sich in den Fabrikräumen ganz energisch das vertrauliche „Du“, mit dem ihn seine Schwarzwälder im Vergessen anredeten.

Das legten ihm dann die beschränkten Leute als Hochmut aus und besonders der Schlegelpeter, der ja einst mit dem Brofi zu Fuß nach Basel gewalkt war, wollte sich nicht fügen.

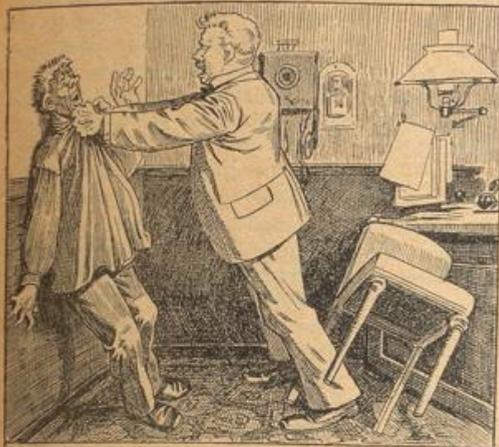
„Do siehst me wieder,“ sagte er, „wenn d'r Bettler uss Ros chunnt, ritet er's zämme. Nesh bin i mit dem Brofi in d' Schuel, bi mit em uf d' Walz und ha 10 Johr in ein Saal mit em g'schafft und jeh sott em uf eimol „Sie“ sage. Nai, Brofi, fällt thuer's nit!“

Was der Direktor auch sagte, wie er ihm auch erklärte, daß er das „Sie“ ja nicht seinerwegen, sondern im Interesse seiner Stellung und des Geschäftes beanspruche und beanspruchen müsse — der Schlegelpeter sagte einfach: „G'schäft hi und G'schäft her, Autorität uf oder ab, aber i cha eifach nit „Sie“ sage zue dir, Brofi!“

Er lernte es noch.

Einmal brachte der Direktor vornehme Herren, meistens Fabrikanten, in Schlegelpeters Saal und ging erläuternd und belehrend von einer Maschine, von einem Spinnstuhl zum andern mit ihnen. Bei Schlegelpeter angekommen, wollte er diesen, um den Herren die Konstruktion des Stuhles besser auslegen zu können, zum Abstellen veranlassen. Allein der Peter wurde renitent und sagte: „Nai, Brofi, fällt git's nit, aß i d'r Stuhl abstell, wenn er im beste Gang isch. De chasch sage, was de wilt, i thue's nit. I schaff' im Accord und will nit mi Zit verjume wege dir und dene Herre!“

Die Herren schauten sich vielsagend an, der Herr Direktor wurde krebbröt und seine Augen funkelten wie die eines gereizten Tigers. Mit Mühe fand er seine Selbstbeherrschung insoweit, daß er die Gesell-



Damit warf er den Peter von einem St. ins andere.

schaft in einen andern Saal führen und das widerspenstige Verhalten des Schlegelpeters mit dessen unbefriedigender Dummheit entschuldigen konnte.

Eine Stunde später standen der Schlegelpeter und der Herr Direktor sich im Kabinett des letzteren gegenüber, und der Direktor, der dem Peter auch an körperlicher Kraft weit überlegen war, hielt diesen kräftig an jener Stelle, wo man die Krawatte bindet, schüttelte ihn und schrie: „Lump, elendige, wie heisch du mich blamiert! I chönnt und i thät di zuem Teufel sage. Aber wer müeßt's büesse? Di Frau und dini arme Ghinder. Aber Näjon muesch anch, oder ich Lehr' di.“

Damit warf er den Peter von einem St. ins andere und die Ohrfeigen fielen so saftig aus, daß der Peter auf einmal des Direktors „Autorität“ anerkannte und stehend bat: „O, Herr Kaiser, höre Sie doch uf, i halt's nimmi us. I will jo „Sie“ und „Herr Kaiser“ sage, so vielmol, aß Sie nur ha wemnt!“

Jetzt war des Direktors Zorn verbraucht. Gerührt gab er dem Peter die Hand und sagte: „Nai, Peter, wenn du bi mir bißch, do, im Kabinett, oder dunte-n in der Wohnig, bißch mi Fründ und Schuellkamerad und säißch Du zue mer, wie's unter Fründen üblich isch. Aber duß, unter de Lüte und b'unders im Geschäft bißch du d'r Arbeiter und ich d'r Direktor, des ich jeh e so und lößt sich nit anderst mache. D'r Direktor aber derse d'Arbeiter niene duze, er darf sich das nit g'falle lo, wenn er scho wott. Denn er wird blamiert derdur. Heisch's jeh ball verstande?“

„Jo, Herr Kaiser,“ sagte der Peter, „i will mi derno richte.“

„Guet,“ jagte der Direktor, „jeh sitz do hi, mer trinken e Schlegel Wi uf die alt Fründschafft und sinu wieder z'friede.“

Das thaten sie denn, und die Verjöhnung kam in wenigen Minuten zustande. Als der Direktor den Peter wiederholt darauf aufmerksam machte, daß er in seinem Kabinett und wenn sie allein seien, nicht „Herr Kaiser“ zu sagen brauche, da entgegnete Peter: „Nai, Herr Kaiser, i darf nimmi Broßi sage, sunst vergiß mi wieder emol.“

Er hat sich nie mehr vergessen, hat dem ehemaligen Broßi immer die ihm gebührende Achtung entgegengebracht und es nie zu bereuen gehabt.

Der verhängnisvolle Koffer.

Von R. Münchgejang.



afen da in der lauschigen Gartenlaube im „Schwarzen Löwen“ und tranken jeder ein Schöppllein mit Behagen der Schachtmeister, der Bezirksgendarm und der Schulze des Dorfs. Es war Samstag und gegen Abend. Zu Hause herrschte der Besen, es wurde nämlich von oben bis unten gekehrt und geplänscht, und aus solchen sumpfigen Gegenden rettet sich ein kluger Hausvater gern nach des Tages Arbeit in den „Schwarzen Löwen“, da schmeckt ihm dann ein Schöppllein noch einmal so gut.

„Noch ein Schlückchen, Herr Wirt!“

Es dauerte diesmal eine geraume Weile, bis der Gerufene kam. Aus seinem zorngeröteten Gesichte konnte man unschwer lesen, daß ihm etwas Besonderes passiert sein mußte. Man hatte nicht nötig, ihn zu fragen, denn er schimpfte laut aus Leibesträften.

„So a Gelump!“ schrie er, „legt sich der Aff' mir drei Tage ins Haus, schlampt sich satt und säuft sich voll, und als Bezahlung läßt er mir seinen Affen-tasten da.“

„Wer?“ fragten wir neugierig.
 „Na, wüßt' ich's! Kaufmann schimpfte er sich, mit Rasiermessern thät' er handeln, sagte er, und in seinem Koffer wären die Muster. Nun ist er acht Tage weg, spurlos verschwunden, der Lumpazi, und ich kann die Reche in den Schornstein schreiben. Sein Koffer, denk' ich, macht die Rechnung bezahlt, breche ihn auf, und was sehe ich? Lauter Ziegelsteine hat der Vagabund hineingepackt. Da ist die Bescherung.“

Damit schleppte er einen schäbigen, altmodischen Koffer herbei und zeigte das Innere.

„Der alte Witz!“ sagte der Dorfschulze.

„Das ist ein Kriminalfall,“ meinte der Gendarm, „will mir die Sache notieren.“

„Ach, dann weiß ich, wie das geht,“ antwortete der Wirt, „es kommt nichts dabei heraus. Der Flatterhannes ist Gott weiß wo, wird wohl seitdem ein paar andere Wirte gerupft haben, und wenn sie ihn fassen, so hat er nichts, der Lumpazi.“

„Ihr habt doch wenigstens den Koffer,“ meinte der Schachtmeister.

„Den Koffer?“ brauste der Löwenwirt auf, „was soll ich mit dem? Da, seht selbst, keinen Fünfer ist sie wert, die alte Kiste.“

„Es ist ein Alttertümchen,“ sagte der Schulze, „aber Ihr könnt darin wohl Eure Kassenscheine bergen, oder einen Futtertrog daraus machen, oder einen Eischrant.“

„Kurz und klein schlage ich das vermaledeite Gerümpel,“ antwortete er. „Es wäre ja ein Verhängnis für mich, wenn ich zeitlebens das Ding in der Wirtshaus sehen und dabei immer an den Flatterhannes denken müßte. Ein Verhängnis wär's!“

Damit ging er grimmig in den Stall, nahm sein Verhängnis mit und bald darauf hörte man ihn spalten und wirtschaften.

Von einem verhängnisvollen Koffer wüßte ich freilich ein anderes Lied zu singen,“ sagte langsam der Schachtmeister.

„Das giebt eine Geschichte,“ meinte schmunzelnd der Gendarm.

„Singt los, Meister, eine Geschichte hören wir alle gern.“

Der Schachtmeister begann: „Es ist nun schon ein paar Jahre her, da bauten wir eine Eisenbahn bei Dingsda am Rhein. Es war ein schweres Stück Arbeit und dauerte lange. Das Gestein war an der Oberfläche ganz locker und brüchig, wenn man aber in den Berg hinein kam, wurde es hart wie Eisen. Ein Tunnel mußte gegraben werden und ich hatte die Sprengungen zu besorgen und auch das Dynamit in Verwahrung zu halten. War Feierabend, so gingen wir von der Strecke in das Städtchen. Da gab's guten Wein und Würstchen. Ich blieb meistens zu Hause.“

„Sagt's nur, Meister,“ unterbrach ihn der Gendarm, „da hielten Euch zarte Bande. Habt Ihr nicht Eure Geliebte da kennen gelernt?“

„Nun, da Ihr's nicht anders wollt, ja,“ antwor-

tete der gutmütige Mann, „meine Frau ist daher, es war meine Alia hospitalis, wie sich die Herren Studenten ausdrücken. Ich fühlte mich von Anfang an im Hause der Mutter heimisch und gehörte schon zur Familie, ehe ich mich verlobte. Das Trautchen hatte es mir wahrhaftig angethan. Des Abends saßen wir auf der grünen Bank vor dem Hause unter der alten Akazie, die Mutter dabei und der kleine Friedel, der Pausback. Ich hatte mir ein Sümmlchen erspart, hatte eine gute Stellung und wollte heiraten.“

„Aber, — was wollte ich denn eigentlich erzählen? Ach so, von dem Koffer. Ich hatte nämlich einen großen Koffer, alt, aber derb, und darin hatte nicht nur mein Sonntagszeug und meine Wäsche, sondern auch mein Handwerkszeug Platz genug. Die Kameraden machten manchen schlechten Witz über den Kasten, aber er war mir viel wert, ich habe ihn heute noch und halte ihn in Ehren.“

„Also eines schönen Tages, es war nachmittags in der Kaffeepause, saßen wir am Tunnel, der nun bald fertig war, und unterhielten uns über dies und das. Wir hatten einen Tiffler und Spazmacher unter uns, der auf merkwürdige Einfälle kam und uns im Lachen erhielt. Die Rede kam darauf, wann wohl das neue Jahrhundert anfangen müsse. Da sagte der Tiffler: „So meine ich's. Mit dem 1. Januar 1900 ist's noch zu früh, ein Jahr später ist auch noch Zeit genug. Denkt euch, ich habe 100 Äpfel vor mir, die will ich nach und nach aufsummeln. Nun mach ich mit Kreide an jeden eine Nummer, bis 100, für jeden eine. Fang' ich nun an zu essen und beße vom ersten ein Stück, so bin ich eben im ersten Apfel und laue mich durch bis zum letzten. Und so ist das mit dem Jahrhundert auch. Wenn's anfängt, schreiben wir anno 1, auch wenn das Jahr noch nicht durchlebt ist, und dann muß 1900 eben das letzte sein. Freilich macht das nicht viel aus und die Welt geht ihren Gang, ob wir ein altes oder neues Jahrhundert haben. Ich freue mich immer, wenn so ein Jahrhundert um ist.“

„Dem Gelächter, das nun folgte, machte ein Lausjunge ein Ende, der eben aus dem Städtchen kam.“

„In der Stadt brennt's!“ schrie der Junge.

„Laßt es brennen,“ rief der Tiffler, „mir brennt nichts ab, und den Leuten ist es zu gönnen, daß ihnen die Versicherung für ihre alten Baracken ein schönes Stück Geld giebt. Ein Dichter hat einmal ganz richtig gesagt: Wohlthätig ist des Feuers Macht.“

„Wieder lachte alles und es wurde weiter geredet und geplaudert.“

„Mich aber ergriff eine furchtbare Unruhe.“

„Ich muß doch einmal nachsehen,“ sagte ich und machte mich fertig zum Gehen.

„Sei doch kein Frosch!“ rief mir der Tiffler nach.

„Was mich nicht brennt, das blaß' ich nicht.“

„Ich antwortete gar nicht darauf, sondern lief, was ich eben laufen konnte.“

„Er hat seinen Koffer drüben,“ belehrte inzwischen



der Tiffler die andern, »und ist nun in Sorge, daß ihm sein Staatsrock angefeuchtet wird.«

So ungefähr hatte er das Richtige getroffen. Freilich war ich um meinen Koffer in großer Sorge, um das Staatskleid weniger. Wenn ich um den Berg bog, konnte ich das Städtchen schon sehen, und da wußte ich bald, ob Gefahr vorhanden war. Ich sah und — o Himmel! — Trautchen's Haus brannte, ich sah's, und es schwindelte mir, wie die Akazie, die vor meinem Fenster stand, ganz im Rauche stand, wie aus dem oberen Stockwerke bereits die hellen Flammen schlugen. Was war denn an dem alten Koffer, meiner Kleidung und Wäsche schließlich gelegen! Aber, noch graust es mir, es zu sagen — in dem nämlichen Koffer hatte ich heimlich den Rest meines Arbeitszeuges geborgen, 30 Pfund Dynamit! 30 Pfund dieser entsetzlichen Masse reichten ja hin, die halbe Straße in die Luft zu sprengen! Einen Augenblick stand ich wie gelähmt, dann schoß ich wie ein Pfeil der Unglücksstelle zu. Ein paar Arbeiter waren mir doch nachgefolgt, um ihre Neugierde zu befriedigen. Sie sahen mich dahinjagen und haben geglaubt, wie ich später erfuhr, ich hätte den Verstand verloren. Und soviel ist gewiß, weit war ich nicht vom Irtsinn entfernt. Der Gedanke, daß viele gute Menschen, die da drüben brav löschten und retteten, ohne die geringste Ahnung durch meine Schuld in der furchtbarsten Lebensgefahr schwebten, daß mein liebes Trautchen . . .

„Es war einfach entsetzlich.“

„Trinkt eins, Meister,“ unterbrach ihn der Gendarm, „die Erzählung greift Euch ja ordentlich an.“ Sie tranken alle, denn das Grußeln war über sie gekommen.

Der Schachtmeister fuhr fort: „Die Pein, die ich da ausgestanden habe, vergesse ich im Leben nicht. Ein schwacher Hoffnungschimmer war mir noch geblieben. Vielleicht war das Zimmer noch nicht ergriffen, vielleicht züngelten die Flammen noch nicht an dem verhängnisvollen Koffer. Ich wollte versuchen, durchzubringen, durch Flammen und Rauch, durch Blut und Funken. Ich wußte, wo das unglückselige Gerät stand, ein Griff genügte wohl, es zu fassen und aus dem Fenster zu reichen, mochten dann die Flammen über mir zusammenschlagen, das stürzende Getrümmer mich begraben! So raste ich nach der Unglücksstätte. O weh, aus meinem Fenster schlug die rote Blut, dichter Qualm kam aus allen Ritzen und antwortete auf den dünnen Wasserstrahl, den die Spritze hineinschickte.

„Zurück, Leute! Um Gottes willen!“ keuchte ich hervor und mache mir Bahn durch die Menschenmasse. Jetzt bin ich an der Spritze, jetzt an der Hausthür, aus der mir dichter Qualm entgegenkommt. „Zurück!“ schreien sie mir zu, »es brennt ja darin lichterloh!«

Ich höre nicht und bin schon halb im Hause. Da fassen mich vier kräftige Hände, ich werde nach hinten geschleudert. Die Leute meinten es gut.

„Hören und sehen Sie denn nicht?“ fährt mich

der Feuerwehrhauptmann an, »Sie gehen ja geradewegs in den Tod! Gleich muß die Bude zusammenfallen!«

„Mein Koffer!“ schrie ich in Verzweiflung.

„Nimm,“ ruft der Feuerwehrhauptmann, »das ganze Stockwerk ist ja längst ausgeräumt, dort liegt der Quart!«

„Ich wankte dahin und — Gott sei gelobt! — da sehe ich unter den geretteten Sachen, Betten, Kisten



Trautchen sitzt auf dem Koffer und bewacht die Habfeligkeiten.

und Kasten, mein Ungetüm. Trautchen sitzt darauf und bewacht die Habfeligkeiten. Sie hat ihn als erstes, gerettetes Stück ins Freie getragen.

„Ich taumelte dahin, sie fing mich auf und ließ mich auf dem verhängnisvollen Koffer sitzen. Da habe ich geweint und gelacht, und die Leute mögen mich wohl mit fragenden Blicken betrachtet haben. Es wußte ja keiner mein Geheimnis, auch Trautchen nicht. Jetzt weiß sie's freilich. Nicht lange saßen wir, da fiel das obere Stockwerk mit Krachen herunter. Sicher wäre ich unter den Trümmern begraben worden. Wäre aber der Koffer noch darin gewesen, so machte ich die Reise in das Ungewisse nicht allein.

„Den Koffer habe ich, wie gesagt, noch heute. Er steht in meiner Stube, und ist mir jederzeit eine ernste Erinnerung.“

„Und wie ging's denn mit der Verlobung?“ fragte der Gendarm.

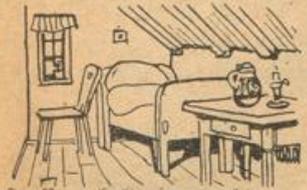
„Die haben wir noch an demselbigen Tage gefeiert, und dabei auf dem nämlichen Ungetüm gefessen,“ antwortete lächelnd der Meister.

„Eure wackere Frau soll leben!“ rief der Schulze, „sie hat Euch, wenn auch ohne es zu wissen, das Leben gerettet, wenigstens aber das Gewissen freigehalten.“

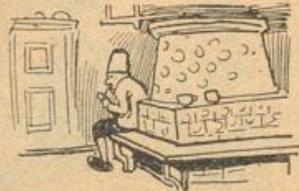
Der Schachtmeister nickte, und die Gläser stießen zusammen.

Ein Schwarzwälder Leibgeding.

Der alte Kuhbauer hatte seine Frau verloren und seither war es ihm „niene me rächt“. Besonders war ihm, da er sich schon arg abgeschafft hatte, jede Arbeit zuwider geworden, — ganz abgesehen von dem Verdruß, den ihm die jungen „Bölcher“ bereiteten, weil sie wohl merkten, daß er die Zügel nicht mehr

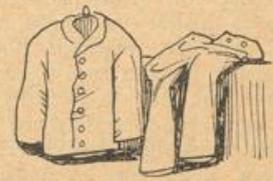


straff zu halten vermochte. Deshalb entschloß er sich zum „Abgä“. Er habe — so dachte er bei sich — jetzt die Freud', die Arbeit und den Verdruß gerade lange genug gehabt. Nun solle es ein anderer auch probieren. Dieser andere aber war sein Sohn Konrad, und der war — da er längst im geheimen mit des Binderbure Mareil im reinen war — gar nicht abgeneigt, sondern durchaus bereit, das warme Nestle zu übernehmen. — So fuhr denn eines



Tages der junge Konrad in die Stadt hinein und sprach, nachdem er voreerst die jungen Säule gut verkauft hatte, auch beim Herrn Notar vor.

„Herr Notar,“ sagte er, „d'r Vatter hett g'sait, er möcht' abgä, und do wär's em sölli recht, wenn Sie emol chönnte zue-n em cho, go die Sach' ins reine mache. 's G'schäft isch em esange sölli verleidet,“ setzte Konrad noch bei.



Der Notar kam und nachdem er dem Schinken des Kuhbauern — den er schon lange von der guten Seite kannte — und ebenso dessen Chrieswasser, das ihm auch nicht fremd war, gehörig zugesprochen hatte, begann er mit der Arbeit und setzte alles so auf, wie es sich der Bauer vorher ausgedacht hatte.



Der Konrad also übernahm den schönen, großen Hof und sämtliche Fahrnisse um die geringe Summe von dreißigtausend Mark. Zehntausend Mark erbte er; das übrige mußte er seinen beiden Schwestern ausbezahlen.

Der Vater aber wollte selbstverständlich auch noch leben und auf seine alten Tage durchaus nichts von

dem aufgeben, woran er sich in jungen Tagen einmal gewöhnt hatte. Deshalb bedingte er sich folgendes aus:

Zum ersten: die obere Stubenkammer als Wohnung; zum zweiten: genugsam Platz zum Sitzen und zum Liegen vor und hinter dem Ofen; zum dritten: jährlich 2 Pfund Wolle und die Reparatur der Schuhe; zum vierten: alle zwei Jahre einen Zwilchanzug und alle vier Jahre einen neuen Anzug an sein Bett; zum fünften: jährlich 30 Sester Korn und 25 Sester Hafer; zum sechsten:



die Milch von einer Kuh und das Recht, eine Sau zu mästen, und wenn der Bauer mesget, muß er dem Vater 2 Pfund Hohrücken, zwei Blut- und zwei Leberwürste geben; zum siebenten: die Benutzung eines Pferdes, wenn er in die Stadt fahren oder reiten will; zum achten: zwei Beete zu benutzen im Gemüsegarten;



zum neunten: alle Jahre den Ertrag eines Obstbaumes, je nach Wahl des Vaters; zum zehnten:



jährlich 2 Klafter Holz und hundert Wellen; zum elften: führt der Sohn sich so, daß ein friedliches Zusammenleben unmöglich ist, dann zieht der Vater aus

und der Sohn hat ihm die Miete zu bezahlen und alle ausbedungenen Naturalien dem Vater zuzustellen.

Nicht wahr, damit kann einer leben? Aber wenn der junge Bauer mitsamt der jungen Bäuerin mit dem Vater gut und anständig sind, dann braucht er noch nicht die Hälfte davon! (Es ist nur, wie der Alte sich ausdrückt, „wege Lebes und Sterbes“; er will unter allen Umständen versorgt sein und will nicht um das erst noch lange betteln, was



er zu Recht verlangen kann. „Was i z'viel ha, cha-n i immer verschenke, aber

„Bottle ha-n i uf d'r Latt, sell will i in mine-n alte Tage nimmi lehre!“

So sagte der Bauer, und der Herr Notar, der erst große Augen machte, mußte ihm recht geben. Ja, so ein „dummer Bauer“ ist, was das praktische Leben anbelangt, mitunter grade so hell wie einer aus der Stadt. Ja, es soll ihrer in der Stadt geben, die noch lange nicht so geschickt sind! Es sind ihrer dort, die in ihrer Affenliebe das Hemd vom Leibe ziehen und den Kindern ihr Letztes geben. Haben sie nichts mehr und geraten die Kinder nicht, dann können sie in ihren alten Tagen noch das lernen, was der geriebene Kubbauer gar nicht zu lernen trachtete, nämlich das Betteln vor fremder Leute Thüren.

Die Zigeuner-geige.

Humoreske von A. Fechner.



Im Hinterstübchen des Gasthauses „zum goldenen Lamm“ kamen, seitdem der Kantor Bullmann pensioniert worden und nach Untereselsheim gezogen war, allwöchentlich einmal außer ihm der Stadtschreiber Kugel und der Accisor Scharf zu einer musikalischen Abendunterhaltung zusammen. Accisor Scharf spielte das Cello,

Kantor Bullmann die erste und Stadtschreiber Kugel die zweite Violine. Der Lammwirt Andreas, der einstmals, als er noch das Andresl war, auch ein wenig Geige gespielt hatte, war nicht wenig stolz auf das Kleeblatt, das sich gerade sein Haus zum Kunsttempel ausgesucht hatte.

Bald nachdem diese herzerquickenden Musikabende zustande gekommen waren, erschien eines schönen Nachmittags ein Zigeuner in Bullmanns Behausung, der dem Kantor mit jammervoller Miene eine überaus wertvolle Violine zum Kauf anbot. Der Arme klagte dem Kantor seine bittere Not, der Winter stände vor der Thüre, langandauernde Krankheit hätte ihn daran verhindert, für sich und die Seinigen etwas zu verdienen, und seine Frau mit samt vier kleinen Kindern wollten doch täglich etwas zu essen haben. Der unbarmherzige Wirt, bei dem sie wohnten, wolle für alles, was sie essen und trinken, pünktlich Bezahlung haben, und so müsse er denn seinen letzten Schatz, seine alte, liebe Geige verkaufen, die sich schon weit über hundert Jahre in seiner

Familie auf Kind und Kindeskind fortvererbt hätte. Noch ein ganzes Stück länger war das Klagesied des Zigeuners, der die kostbare Geige recht verführerisch in seinen Händen hin- und herdrehte.

Der Kantor warf währenddessen gar begehrlche Blicke ihr zu. Er hatte schon oft gehört, daß das Zigeuner-



Der Arme klagte dem Kantor seine bittere Not.

voll häufig sehr kostbare Instrumente im Besitz habe und ohne selbst deren Wert zu kennen, echte Stradivari und Amati für ein Spottgeld verhandle. Aber was sollte er in aller Welt mit zwei Violinen anfangen? Eine war für seine Verhältnisse völlig genug. Es that ihm zwar ordentlich leid, doch erklärte er, von dem Angebot keinen Gebrauch machen zu können. Janosch aber, der Zigeuner, wußte schnell Rat. Mit größter Bereitwilligkeit wollte er dem Kantor die überflüssig gewordene Geige abnehmen und dabei nur noch zwanzig Mark dazu haben. Auf diese Weise war dann ihm und dem Kantor geholfen. Von seiner ausgespielten Geige fiel Bullmann die Trennung nicht gar so schwer, aber die zwanzig Mark, ja diese zwanzig Mark! Eine solche Summe ist selbst für einen staatlich pensionierten Kantor recht schwer zu erübrigen. Wenn er nur wüßte, wie er sich diese zwanzig Mark wieder absparen könnte? Einen Luxus erlaubte sich jedoch auch der sonst so bedürfnislose Herr Bullmann. Täglich rauchte er nämlich zu seinem Nachmittagsstaftee eine Havanna für 4 Pfennig. Er rechnete: 500 × 4 Pfennig macht gerade zwanzig Mark. Wenn er nun 18 Monate lang auf die gewohnte Cigarre verzichtete, so konnte er sich mittelst dieser 500 nichtgerauchten Cigarren — die 500 unverbrannten Zündhölzer gar nicht mitgerechnet — dies Kleinod von einer Zigeuner-geige am Munde absparen. Bullmann war eine ideal veranlagte Natur, darum ging ihm auch der Besitz einer höchstwahrscheinlich echten Amati über den Genuß von 500 höchst unwahrscheinlich echten Havannas. Ohne noch lange zu grübeln und zu rechnen, holte er die zwanzig Mark hinter dreifachem Verschluss hervor und handigte sie samt seiner alten Geige dem Zigeuner ein. Der aber nahm einen so schmerzlichen Abschied von seiner lieben Fidel, daß es dem Kantor ordentlich weich ums Herz wurde. Dann eilte er davon —

Eine Viertelstunde später trat Janosch mit vielen Bündlingen und mit einer noch jammervolleren Miene

bei dem Stadtschreiber Kugel ein. Sogleich begann er sein Klagelied von neuem. Diesmal hatte er bereits sechs Kinder und eine kranke Frau, die nach Prot schrieen; seine ganze Habe, bis auf genannte Frau und sechs Kinder, war verpfändet; es blieb ihm nur noch seine alte, wertvolle Geige, die er jetzt um jeden Preis verkaufen müßte. Der Großvater hätte sie einst aus Spanien mitgebracht, — „er thät' sich unter dem Erdboden gewiß jetzt drehn herum, wenn er wüßt, daß Enkel seiniges müßt' verkaufen aus Not hundertjährigen Familienschatz.“ Der Zigeuner ließ noch den dazu notwendigen Seufzer



Sogleich begann er sein Klagelied von neuem.

hören und drehte wieder die Geige gar verlockend in seinen braunen Händen hin und her. Kugels Augen blinzelten verlangend nach der Geige. Auch ihm war erzählt worden, daß die Zigeuner zuweilen im Besitze wertvoller Geigen, echter Stradivari und Guarneri seien, ohne eine Ahnung von dem hohen Wert dieser Instrumente zu haben. Wenn er, Stadtschreiber Kugel, das Glück hätte, sich einen solchen Schatz zu erwerben, war er ein gemachter Mann; doch durfte der Zigeuner nicht ahnen, welche Hoffnungen er an den Kauf knüpfte. Er bedauerte ganz außerordentlich, wie er dem Zigeuner sagte, bereits eine Geige zu besitzen, nebenbei selbst Vater von fünf Kindern zu sein und bei seinem kargen Gehalt sich nicht in der Lage zu befinden, ihm helfen zu können. Janosch ließ sich so schnell nicht abweisen, er hatte ja ein Einsehen mit der Lage des Herrn Stadtschreibers. Er wollte dem bedrängten Familienvater beistehen und es ihm zugleich erleichtern, andern aus der Not zu helfen. Mit Vergnügen nahm er Kugels Violine und dazu nur noch zwanzig Mark. Dankbar überreichte er ihm dann die wertvolle Zigeunergeige und empfahl sich.

Gleich darauf trieb die Not den Zigeuner zum Accisor Scharf, der gerade bei seinem Nachmittagskaffee saß. Der arme Janosch hatte nun, wie er rührend schilderte, 9 Kinder am Hungertuch nagen; dazu war seine Frau vor einigen Wochen begraben worden und nun mußte er, der Beschützer und Ernährer seiner zahlreichen Familie, ins Schuldfängnis wandern, wenn es ihm nicht gelang, sein einziges wertvolles Besitztum, auf dem schon Vater, Großvater und Urgroßvater gespielt hatten, zu verkaufen. Gerade auf den Herrn Accisor hätte er seine letzte Hoffnung gesetzt. Accisor Scharf hatte natürlich nicht wenig Lust, solch eine alte, offenbar höchst wertvolle

Geige zu erwerben. Leider war er nun schon im Besitze einer Geige und konnte somit von dem günstigen Zufall, der ihm ein solches Kleinod, wie es der Zigeuner besaß, in die Hand spielen wollte, keinen Gebrauch machen. Der Zigeuner aber fand schnellstens einen Ausweg. Verheiratet war ja der Accisor nicht mit seiner Geige; es brauchte also keinen langen Scheidungsprozeß, wenn er sie dem Zigeuner überließ. Dazu genügten dann nur noch zwanzig Mark als Mitgabe, und der Herr Accisor war der glücklichste Mensch in ganz Untereßelsheim, denn das Instrument hatte unter Brüdern gut und gerne den zehnfachen Wert! Wieder war es nicht die Violine, von der sich der Herr Accisor nicht trennen konnte, es waren vielmehr nur die zwanzig Mark. Als das der Zigeuner bemerkte, schwur er bei den Gebeinen seiner Vorfahren bis herab zu denen seines Vaters, daß er, sobald er wieder bei Geld sei, dies Familienheiligtum für 100 Mark wieder einlösen wolle. Jetzt war kein Risiko mehr bei dem Handel und leicht löste sich nun das Geld aus des Accisors Schatulle. Der Zigeuner küßte seinem Helfer aus der Not tiefgerührt die Hand und zog nun seine Straße fröhlich weiter, um seinen schwinghaften Handel mit seltenen Zigeunergeigen weiter zu betreiben.

Die drei glücklichen Besitzer solcher alten, wertvollen Geigen konnten den Abend, der sie im Hinterstübchen des „goldenen Lammis“ zusammenführen sollte, kaum erwarten. Jeder malte sich schon in Gedanken den Reid der beiden andern, wenn er seinen Schatz hervorholten und auf ihm spielen würde, in den lebhaftesten Farben aus. Alle drei zögerten dennoch, als die achte Stunde schlug, das Haus zu verlassen. Jeder wollte nämlich als letzter im Hinterstübchen ankommen und die beiden andern mit dem neuerworbenen Kleinod überraschen. Der Wirt „zum goldenen Lamm“ wußte nicht, was er von dem



Gerade auf den Herrn Accisor hätte er seine letzte Hoffnung gesetzt.

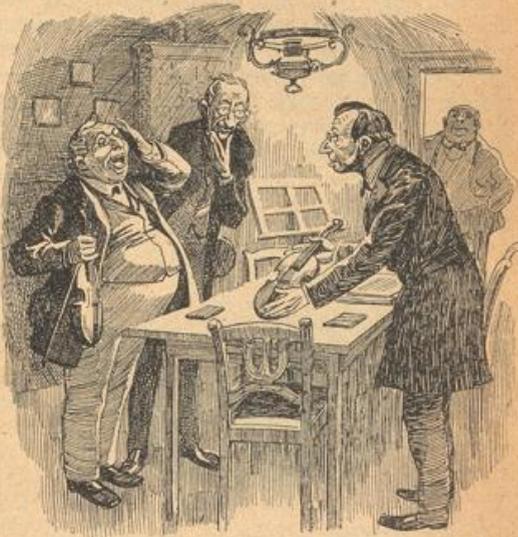
Kleebblatt heute nur denken sollte. Die verstaubte Uhr da an der fastweißen Wand hatte schon längst acht geschlagen, die Lichter brannten, das Cello lehnte erwartungsvoll in der Ecke, Noten und Notenpulte lagen und standen bereit, nun brachte der Wirt auch noch als letztes die Bierfilze herbei, aber keiner der drei Herren ließ sich blicken. Endlich kamen von beiden Seiten der Straße der Kantor Bullmann und der Stadtschreiber Kugel im langsamsten Schritt daher. Je mehr sie sich einander näherten, desto be-

dächtiger wurden ihre Schritte. Was war denen nur heute um alle Welt in ihre Beine gefahren? Endlich erreichte Kantor Bullmann das „goldene Lamm“ und der Stadtschreiber war im Zurückbleiben Sieger geblieben. Schmerzlich war die Überraschung der beiden, daß sie trotz aller Mühe, die letzten zu sein, nun doch die ersten waren. Nicht allzufreundlich wurde deshalb der Accisor Scharf empfangen, der endlich so gemächlich ankam, als ob es nicht bereits eine halbe Stunde über die festgesetzte Zeit wäre. Und nun entstand abermals ein Wettstreit unter den dreien, denn jeder wollte dem anderen den Vorrang lassen, am Tische zuerst seinen Platz einzunehmen. Weil nun sowohl Kantor Bullmann als Stadtschreiber Kugel sich hartnäckig in die Zimmerdecken hineingedrückt hatten, blieb dem Accisor Scharf nichts übrig, als sie mit der Violine herbeizulocken, einer Violine, so erklärte er, wie Unterefelsheim noch keine zu sehen und zu hören bekommen hätte und die zu besitzen auch er erst seit einigen Stunden sich rühmen könnte.

Da Accisor Scharf das Cello spielte, war es den anderen schon verwunderlich vorgekommen, ihn mit einer Violine eintreten zu sehen. Neugierig kamen sie deshalb herbei und musterten den hochgerühmten Schaf. Statt aber Neid und Bewunderung zu zeigen, brach Stadtschreiber Kugel in ein unbändiges Gelächter aus. „Mein Lieber,“ rief er endlich aus, „da haben Sie sich aber schön hineinlegen lassen, wenn Sie diese Geige für etwas Besonderes halten; das ist ja meine Geige, die ich heute an einen in größter Not befindlichen Zigeuner gegen dieses Instrument hier vertauscht habe.“ Bei diesen Worten legte nun auch der Stadtschreiber eine Violine auf den Tisch und erklärte alle besonderen Kennzeichen an derselben, die zu der Ueberzeugung führten, daß man hier höchst wahrscheinlich eine echte Stradivari vor sich habe. „Ja, ja,“ schloß er seinen lehrreichen Vortrag, „man muß sich mit Violinen schon etwas besser auskennen, wenn man sich, besonders mit einem Zigeuner, auf einen Tauschhandel einlassen will. — Bitte, Herr Kantor, sehen Sie sich die Violine nur recht genau an! Nun erst dieser Ton, so kräftig und schmelzend, hören Sie nur einmal!“ Eben als der Stadtschreiber den Bogen ansehen wollte, hielt ihm der Kantor, der bis jetzt nur mühsam das Lachen unterdrückt hatte, den Arm fest. „Lassen Sie das nur, Herr Stadtschreiber, den Ton dieser Geige kenne ich schon seit dreißig Jahren, denn das ist meine Violine, die ich heute an Ihren Zigeuner gegen diese Geige da,“ und nun kam die dritte Zigeunergeige zum Vorschein, „verhandelt habe. Da ich mich einigermaßen rühmen kann, Kenner von dergleichen Kunstwerken zu sein, so darf ich mir vielleicht mit etwas mehr Recht herausnehmen, Sie über die Kennzeichen der echten Stradivari, Guarneri und Amati genauer zu unterrichten. Dies hier scheint ohne Zweifel eine Amati zu sein, wie Sie aus diesem, durch die Länge der Zeit fast unkenntlich gewordenen »A«, das hier eingraviert ist, erkennen können. Solche seltene

Stücke sind natürlich nicht gleich duzendweise auf Lager — auch nicht in einem Zigeunerlager — und wenn jetzt eine den Weg nach Unterefelsheim gefunden hat, so war ich der Glückliche, diesen Schaf zu erlangen. Sie aber, meine Herren, so leid mir das thut, Sie sind nichtswürdig betrogen worden!“

Der Wirt, der bisher mit stetig wachsendem Vergnügen aus der Entfernung zugehört hatte — so etwas Spasshaftes war ja noch nicht dagewesen, so lange er Lammwirt in Unterefelsheim war —, kam allmählich auch heran, immer noch lachend und sich das Schmerzbäuchlein haltend; jetzt wollte er sich die echte Amati doch auch ansehen; aber wie mit einem Schlage war auf einmal sein Gelächter verstummt. „Ja zum Donnerwetter,“ rief er aus, „des is ja mei Geig'n, die hat mir g'wiß der Lump von en



Statt aber Neid und Bewunderung zu zeigen, brach Stadtschreiber Kugel in ein unbändiges Gelächter aus.

Zigeuner gestohlen, der gestern bei mir eintreft ist und heut ohne Bezahlung verschwunden war. Schorschel, lauf doch mal 'nauf in die Bodenkammer,“ rief er seinem Aeltesten zu, „und guck in den Geigenkasten, der unterm Bett steht, ob die Geig'n noch drin is oder nit.“ Bisher hatte der Wirt keine Ahnung gehabt, daß er auch nur im entferntesten an der Sache beteiligt war, die ihm so viel Spass gemacht hatte. Als nun aber der Schorschel mit dem leeren Geigenkasten ankam, da war sein Gesicht ebenso lang und verblüfft, als das der anderen Herren, und keiner von den Bieren wußte jetzt, wer noch Ursache gehabt hätte, über den andern zu lachen. Nur Kantor Bullmann hielt des rätselhaften »A« wegen noch an dem Traum fest, eine echte Amati zu besitzen. „Sie könnten sich vielleicht dennoch täuschen,“ wendete er sich an den Wirt. Aber der Wirt hatte Beweise. Das kaum mehr erkennbare »A« auf der Violine war sein erster Versuch gewesen, sich, statt die langweilige Tonleiter zu spielen, in der Holz-

schneidekunst zu üben. Er wollte damals seinen schönen Namen Andreß in seine Violine eingravieren, als sein Vater dazu kam und ihm ohne weitere Umstände mit einigen kräftigen Ohrfeigen die Lust zur Holzschneidekunst sofort wieder austrieb. So hatte er es darin nicht weiter gebracht als bis zu jenem »A«, das der Herr Kantor gleich entdeckte und das auch das einzige war, was von seiner ganzen Geigenpielerei, die übrigens jetzt der Schorschel fortsetzen sollte, übrig geblieben war.

Nun war Bullmann die letzte Hoffnung genommen und es blieb ihm nur noch die Aussicht, 18 lange Monate hindurch auf seine Havanna zu verzichten, bis die 20 Mark, die ihm dies kurze Glück gekostet hatten, wieder erspart waren und hinter dem dreifachen Verschluss aufbewahrt werden konnten.

Das einzige, was nun alle in dieser Sache noch thun konnten, war, daß sie sich das Versprechen gaben, darüber wie das Grab zu schweigen, schon ihrer Ehefrauen halber, welche nicht allzu stillschweigend den Verlust der 20 Mark hingenommen hätten, die sie so leichtsinnigerweise für nichts zum Fenster hinausgeworfen hatten. Es ist aber allen, den Schorschel ausgenommen, ein Rätsel geblieben, wie es kam, daß die Geschichte schon am nächsten Tage in ganz Untereselsheim von Mund zu Mund ging. Das Kleeblatt aber hieß hinfort im ganzen Städtchen nur noch das „Zigeunertrio“.



Ein teures Einstellen.



Wenn sich der Mensch vor Schaden und Schande bewahren und nicht zum Gespötte seiner Mitmenschen werden will, dann muß er seinem Stande, seiner Stellung und seinem Können und Vermögen Rechnung tragen und dementsprechend leben und sich geben.

Wenn ein reicher Schwarzwälder Bauer, der seine Wagen voll Holz, seine Milch, sein Vieh und seine Schweine zur Stadt bringt und einen Sack voll Geld löst und dann doch, dem Geizteufel folgend, mit seinem Knecht in die Volkstüche, die eigentlich für ärmere Leute da ist, zum Mittagessen geht, wie man es schon wiederholt gesehen, so ist das im höchsten Grade schmutzig und zu verurteilen.

In den entgegengekehrten Fehler verfällt aber ein Schneiderlein, wenn es nach Art eines Grafen auftreten will, wenn es ins große Wiener Café geht,

wo das Glas Bier zwanzig Pfennig kostet, das für das Schneiderlein a 1 andern Orten für zehn Pfennige zu haben wäre, — wenn es mit gravitätischen Schritten und maßlosem Dünkel sich in Gesellschaften drängt, wo es höchstens mit der Kleidung konkurrieren kann, in allem andern aber unbedingt unterliegen muß.

Solcher Gimpel giebt es viele. Doch heute wollen wir nur von jenen schmutzigen Hülzen reden, die wegen eines Kreuzers zwei Stunden Umweg machen, zur Ersparung von dreißig Pfennigen den ganzen Tag hungern und für eine Mark sich den Daumensfinger abbeißen, aber, wie im Nachfolgenden erhellt wird, mit ihrer Knauferei doch auch oft anreimen können.

Im Jahre 1872 war ich in Basel in einer Restauration als Hausburche angestellt. Ich war damals 16 Jahre alt, gesund und munter, und mein Himmel hing noch voller Wahgeigen, d. h. ich sah die Welt noch mit den kindlichen Augen des Glaubens und Vertrauens an, wie es eben nur die Jugend kann, — die darum auch so glücklich ist.

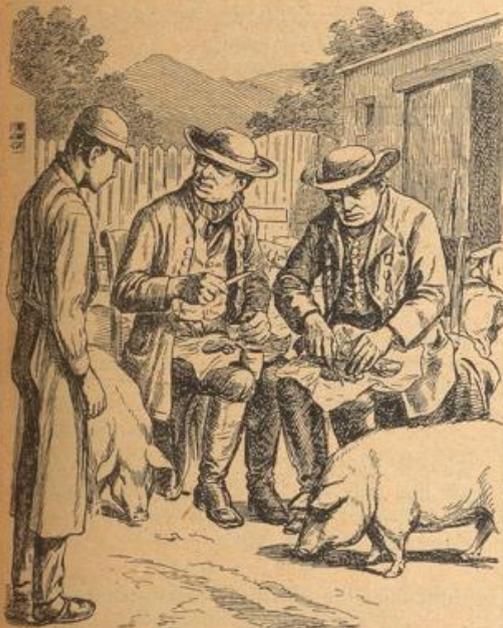
Es ging mir im ganzen nicht übel. Mein Herr, der Herr Spörri, war gut und seine kleine Frau womöglich noch besser: sie sorgte, daß mein verdauungs-träftiger Magen immer seine Arbeit hatte. Auch die Kehle durste hier nicht einrosten, weil ich doch die Trintgelder, die mir von den hier verkehrenden Fremden zuströmen, als solche verwenden mußte, sonst wären es ja Spargelder und keine Trintgelder mehr gewesen.

Wie überall, so giebt es auch in der reichen Stadt Basel keine Rosen ohne Dornen, obchon der Lälentönig, der früher auf der Rheinbrücke so lange sein Wesen trieb, nun eingekerkert ist und nur noch die Wisbegierigen, die ihn in seinem Gefängnis, dem Konziliumssaal, besuchen, ärgern und belallen kann. Der Dorn an meinem hausknechtlichen Glück war der Umstand, daß mir zum Lesen und Studieren, was ich doch so gerne gethan hätte, nur die Nacht Zeit bot. Gegen die Benutzung dieser nächtlichen Zeit erhoben aber die Augen ihren Einspruch; sie fielen zu, und mit dem Lesen war es nichts. Dann aber kamen auch viele grobe und ungefchlachte Herren und Bauern, welche die Pflichten eines Hausknechtes sehr gut kannten und in Anspruch nahmen, aber das „Noblesse oblige“ vollständig aus ihrem Wörterbuch gestrichen hatten. Beim Ankommen zeigten sie sich in ihrer ganzen Größe und Probenhaftigkeit und traten mit einer Arroganz auf, als ob ganz Ungarn und noch sieben Dörfer unter ihrer Botmäßigkeit ständen. Der Abgang vollzog sich aber oft so heimlich und duckmäuserig, daß ich zu spät den Verlust meines erhofften und wohlverdienten Trintgeldes merkte. Das war der Wurm, der oft an meinem Hausknechtsherzen nagte.

Die Unverschämtesten von dieser Sorte waren aber unstrittig jene zwei Wälder, die eines Tages mit Bewilligung meines Herrn ihre große Schweineherde in unsern geschlossenen, will sagen verschließbaren Hof trieben, um sie dort rasten zu lassen. Die Einfahrt in den Hof war ihnen in der Voraussetzung,

daß sie in der Wirtschaft Mittag machen und einige Glas Bier oder eine Flasche Wein zu sich nehmen würden, gestattet worden.

Aber was geschah? Die Herren Wälder verlangten von mir zwei Stühle und etwas Senf, und als ich ihnen dieses in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, gebracht hatte, entnahmen sie den weiten Taschen ihrer Regenmäntel je ein großes Stück Schwarzenmagen und einen Zweipfünder, dann legten sie besagte Mäntel, um einen weichen Sitz zu erzielen, auf die Stühle, setzten sich bequem darauf und fingen nun mit dem Taschenmesser zu transchieren und mit dem Munde zu kauen an. Auf meine Frage, ob sie etwas zu trinken wünschten, sagten sie: „E Schanne voll Wasser hach is hole, d'r Wi und 's Bier koste mi Geld!“



„E Schanne voll Wasser hach is hole.“

Als sie gegessen, den Senf bis zur Neige ausgeschleckt und die Schweine den Hof im wahren Sinn des Wortes verjant hatten, da sagten sie naiv: „Jeh, Schleine, hach 's Hofthor wieder usmache, mir wohnt furt!“

Ich war starr ob solcher Unverschämtheit und fand den Schlüssel zu meinem hier erforderlichen Verhalten nicht. Mein Herr kam mir zu Hilfe: „Felix, was hänt die Herre für e Trinkgeld gä?“ „Gar keis!“ jagte ich, worauf der die Peitsche nahm, sich vor's Thor stellte und schrie: „Zhr unverschämt Lämmel, ak ihr sinn! Kei Schwanz hunt zuem Thor us, bis ihr im Burscht zwei Frankte Trinkgeld gann. Meine-n-er, me chönn bloß in d' Wirtschaft cho, Süchtl verlange, d'r Senf freffe, Wasser suse und d'r Hof verjane und wieder goh?“

Die Herren Wälder meinten, der Wirt habe kein

Recht, das abzugebende Trinkgeld zu bestimmen, das sei ihre Sache und sie wollten es auf eine Gerichtsverhandlung antommen lassen.

„Guet, ich au,“ jagte der Herr, „aber bis d' Verhandlig vorbei isch, blibt e Sau do im Verfas, mit den andere chönn-n-er goh, ihr Lämmel!“

Und die „Lämmel“ gingen wirklich mit Zurücklassung eines ihrer Tiere.

Der Verlauf des Prozesses wurde, weil sich die Wälder dem erstinstanzlichen Entscheid, der meinem Herrn recht gab, nicht fügten, ziemlich langwierig. Die höhere Gerichtsstelle, an die sie appellierten, sprach meinem Herrn das Trinkgeldbestimmungsrecht ab, befugte ihn dagegen, für die Verabreichung des Wassers, der Stühle, des Senfs und für den verneinigten Hof seine Rechnung einreichen zu dürfen, was denn auch geschah.

Diese Rechnung, das Futtergeld für das Verjatschwein und die Gerichtskosten, zu deren Bezahlung auch die Wälder herangezogen wurden, machten ein artiges Sümichen. Die Knauser waren belehrt, daß Unverschämtheit und Knausererei oft noch teurer zu stehen kommen kann, als ein den Verhältnissen und dem Stand entsprechendes Leben.

Beckmann, 'raus!

Der berühmte Schauspieler Beckmann war der Sohn eines ehrjamen Breslauer Schuhmachermeisters, der es anfangs durchaus nicht haben wollte, daß sein Sohn zum Theater ging, während er späterhin, als sein Junge so berühmt geworden, gar stolz auf ihn war. Ins Theater war aber der alte Beckmann trotzdem nicht zu bringen; er hatte seinen Sohn noch niemals spielen sehen. Endlich, nach vielem Zureden, entschloß er sich dazu, an einem Abende, wo der Sohn spielte, ins Theater zu gehen; aber beileibe nicht auf einen von den guten Plätzen, zu dem ihm der Sohn ein Freibillet geben wollte. Er wollte vielmehr ganz unbekannt und im Verborgenen zusehen, weil es ihn gar zu sehr genierte, daß er, der einfache Schuhmacher, der Vater des berühmten Beckmann wäre. — Tagsdarauf fragte ihn der Sohn, wie er sich denn amüsiert hätte? Da wurde der Alte wild und erklärte, er ginge sein Lebtag nicht mehr in das vermaledeite Theater hinein.

„Warum denn nicht?“

„Denk dir, wie mir's ergangen ist! Ich hatte mich ganz in die Ecke geduckt und vermeinte, kein Mensch thät mich kennen. Es ging auch im ganzen ersten Akt alles gut, und es freute mich in der Seele, daß du sehr schön geipielt hast. Auf einmal, im zweiten Akte, der doch so sehr schön war, da fängt alles — wie erst der Vorhang gefallen war — entsetzlich an zu toben, und sie schrien wie wütend und in einem Stüd: »Beckmann, 'raus, Beckmann, 'raus!« Was blieb mir da übrig? Ich hab' mich schnell dünne gemacht. In dein Theater aber bringen mich keine zehn Pferde mehr hinein!“